

JÖRGBUCHNA

# Ein Unschuldslamm

BIBLISCHE  
REDEWENDUNGEN

# Klappentext

Mit diesem Band legt Jörg Buchna sein drittes Buch mit biblischen Redewendungen vor. Über 50 Redewendungen werden hier auf informative und unterhaltsame Weise vorgestellt und ihr biblischer Ursprung erklärt. Manch überraschenden Fund in unserem Sprachschatz wird der Leser dabei machen können. Denn wer wüsste schon, in welchem biblischen Text jemandem das „Herz in die Hose rutscht“? Und dass die Redewendung „Vom Scheitel bis zur Sohle“ sich eigentlich auf einen Sohn Davids bezieht und das sprichwörtlich gewordene „Sein Mütchen kühlen“ ursprünglich von einem Pharao gesagt wird, dürfte selbst bibelfesten Lesern neu sein.

Der Autor, Jörg Buchna, war von 1972 bis 1990 Gemeindepastor in Norden, Jesteburg und Wennigsen. Seit Herbst 1990 ist er Pressesprecher der hannoverschen Landeskirche in Ostfriesland. Zu seiner schriftstellerischen Tätigkeit zählt die Veröffentlichung von über 20 Büchern.

Vorwort

Biblische Redewendungen gehören zum Tafelsilber unseres Sprachschatzes. Zur Pflege dieses geistigen und geistlichen Tafelsilbers möchte dieses Buch beitragen. Mag sein, dass manch einer dabei zum Schatzsucher wird. Es würde mich freuen.

Jörg Buchna

## Inhalt

**TIPP: Sie können mit einem Klick der linken Maustaste auf das gewünschte Kapitel direkt zur betreffenden Seite springen.**

Alles hat seine Zeit  
An die eigene Brust schlagen  
Auf tönernen Füßen stehen  
Aus seinem Herzen (k) eine Mördergrube machen  
Bis hierher und nicht weiter  
Blut und Wasser schwitzen  
Das eine tun, das andere nicht lassen  
Das Herz rutscht einem in die Hose  
Das ist mir zu hoch  
Das Wasser steht einem bis zum Halse  
Der Buchstabe tötet  
Der Teufel ist los  
Die Haare stehen einem zu Berge  
Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut  
Die Zunge klebt einem am Gaumen  
Drei Kreuze machen  
Ein einsamer Rufer in der Wüste

Ein Lippenbekenntnis  
Ein Schandfleck  
Ein Unschuldslamm  
Eine Jugendsünde  
Es dreht sich einem das Herz im Leibe um  
Es geschehen noch Zeichen und Wunder  
Es geschieht nichts Neues unter der Sonne  
Für ein Linsengericht  
Gegen den Strom schwimmen  
Herzzerreißend  
Im siebten Himmel  
In Fleisch und Blut übergehen  
Jedes Wort auf die Goldwaage legen  
Jemanden das Maul stopfen  
Jemanden die Augen öffnen  
Jemanden etwas in den Mund legen  
Kein Stein auf dem anderen lassen  
Kohlen auf jemandes Haupt sammeln  
Man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden  
Mein eigen Fleisch und Blut  
Mit jemanden ins Gericht gehen  
Mit seinen Pfunden wuchern  
Nach mir die Sintflut  
Nicht jedermanns Ding  
Sein Herz auf der Zunge tragen  
Sein Mund nicht auf tun  
Sein Mütchen kühlen  
Über den Kopf wachsen  
Und ward nicht mehr gesehen  
Voll süßen Weines  
Vom Scheitel bis zur Sohle  
Wer nie sein Brot mit Tränen aß  
Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um  
Wes Geistes Kind jemand ist  
Wie ein Dieb in der Nacht

## Vom Scheitel bis zur Sohle

Schauspieler mögen nicht gern auf eine bestimmte Rolle festgelegt werden. Und dennoch geschieht so etwas immer wieder – vor allem dann, wenn jemand Star einer Fernsehserie wird. So spielte Horst Tappert nicht nur Derrick. Er war Derrick. Gleiches widerfuhr Klausjürgen Wussow. Als Chef der Schwarzwaldklinik war er für die Zuschauer Professor Brinkmann und wurde seinerzeit sogar „privat“ um medizinischen Rat angegangen. Aber selbst wenn die Gleichsetzung mit einer Rolle nicht so völlig geschieht, wird doch manch Schauspieler, manch Schauspielerin auf ein bestimmtes Rollenfach festgelegt. Inge Meysel durfte sich etwa als „Mutter der Nation“ fühlen. Gert Fröbe hingegen musste über Jahre hin den Film-Bösewicht spielen. Und suchte man jemanden, der vom Scheitel bis zur Sohle einen Gentleman verkörperte, so war da zumeist Johannes Heesters erste Wahl.

Hätte es zu alttestamentlichen Zeiten schon Film oder Fernsehen gegeben, dann hätte von seiner äußeren Erscheinung her ein Sohn des Königs David die Rolle des eleganten und charmanten Gentleman spielen können. Wörtlich heißt es über ihn im zweiten Buch Samuel, Kapitel 14, 25: „Es war aber in ganz Israel kein Mann so schön wie Absalom, und er hatte dies Lob vor allen; von der Fußsohle bis zum Scheitel war nicht ein Fehl an ihm.“ Nicht zuletzt war Absalom, der der dritte Sohn Davids war, mit einer herrlichen Haarpracht gesegnet. Über diese heißt es im darauf folgenden Vers 26: „Und wenn man sein Haupt schor – das geschah alle Jahre, denn es war zu schwer, so dass man es abschneiden musste –, so wog sein Haupthaar zweihundert Lot (etwa fünf Pfund) nach dem königlichen Gewicht.“ Doch eben diese Haarpracht wurde Absalom, der sich gegenüber seinem Vater David alles andere als Gentleman-like benahm, später zum Verhängnis. Obwohl sein Name Absalom („Mein Vater ist Friede“) den schönen Mann zu einem friedvollen Handeln hätte anleiten können, zettelte er einen Aufstand gegen seinen Vater an (2. Buch Samuel Kapitel 15, 1-12). Dieser wurde aber niedergeschlagen. David hatte zwar seinen Heerführern mit auch sprichwörtlich gewordenen Worten befohlen: „Verfahrt mir schonend mit meinem Sohn Absalom“ (2. Buch Samuel, Kapitel 18,5), aber dennoch wurde Absalom getötet. Seine Haarpracht spielte dabei eine entscheidende Rolle: „Und Absalom begegnete den Männern Davids und ritt auf einem Maultier. Und als das Maultier unter eine große Eiche mit dichten Zweigen kam, blieb sein Haupt an der Eiche hängen; und er schwebte zwischen Himmel und Erde, denn sein Maultier lief unter ihm weg. Als das ein Mann sah, tat er's (dem Heerführer) Joab kund. Da nahm Joab drei Stäbe in seine Hand und stieß sie Absalom ins Herz, als er noch lebend an der Eiche hing“ (2. Buch Samuel, Kapitel 18, 9+10+14).

Der schöne äußere Schein, der sich makellos vom Scheitel bis zur Sohle erstreckt, kann also trügen – damals wie heute. Ja selbst im Film entpuppt sich der so sympathische Gentleman bisweilen als Betrüger. Den freilich spielt dann nicht Johannes Heesters.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Im siebten Himmel sein

„Ich tanze mit dir in den Himmel hinein, in den siebenten Himmel der Liebe“ – so heißt es im Text eines Schlagers, den Lilian Harvey und Willy Fritsch 1937 sangen. In diese Zeilen werden sicherlich die frisch oder auch schon länger Verliebten aller Zeiten einstimmen. Spiegelt sich doch in diesen Worten die abgehobene Stimmungslage derer wider, die sich im Hochgefühl erfüllten Glücks dem Himmel näher wähnen als der Erde.

Den irdischen Gefilden entrückt fühlte sich auch der Mann in jenem biblischen Text, auf den die Redeweise vom „siebten Himmel“ zumindest indirekt zurückgeht. Freilich, dieser Mann, es ist kein anderer als der Apostel Paulus, fühlte sich nicht in den „siebten Himmel“, wohl aber in den „dritten Himmel“ versetzt. Paulus kommt auf dieses Entrückungs-Erlebnis in der Auseinandersetzung mit seinen Gegnern in Korinth, die „sich selbst empfehlen“ (2. Korintherbrief 10, 12), zu sprechen. Wörtlich schreibt er da - in dritter Person - von sich: „Ich kenne einen Menschen in Christus; vor vierzehn Jahren – ist er im Leib gewesen? Ich weiß es nicht; oder ist er außer dem Leib gewesen? Ich weiß es auch nicht; Gott weiß es –, da wurde derselbe entrückt bis in den dritten Himmel. Und ich kenne den Menschen, der wurde entrückt in das Paradies und hörte unaussprechliche Worte, die kein Mensch sagen kann“ (2. Korintherbrief 12, 2-4).

Zum Verständnis dieses Textes ist der Hinweis wichtig, dass zur Zeit des Paulus die Vorstellung von drei Himmeln geläufig war. Der erste Himmel wölbte sich demnach als Glocke über der als Scheibe gedachten Erde. Darüber war jener Himmel, aus dem es regnete, wenn Gott die Schleusen des Himmels öffnete (Maleachi 3,10). Und im dritten Himmel befand sich das Paradies mit dem Thron Gottes. Die Vorstellung von sieben Himmeln bildete sich erst in nachpaulinischer Zeit aus. Nach dieser späteren Himmels-Vorstellung ist der höchste Himmel der siebte Himmel, in dem Gott mit seinen Engeln wohnt, während sich das Paradies weiter im dritten Himmel befindet.

Das Wort „Paradies“ ist übrigens ein Lehnwort, das sich aus dem Persischen ableitet, wo es einen herrschaftlichen Park beschreibt. Im Judentum wurde der Ausdruck für den Garten Eden verwendet (1. Buch Mose 2,8). Nach rabbinischer Lehre wurde der Garten Eden, das Paradies Adams und Evas, nach dem Sündenfall im dritten Himmel verborgen, bis es am Ende aller Zeiten wiederkehrt. Es galt als himmlischer Aufenthaltsort für die verstorbenen Frommen (Lukas 23,43) zwischen ihrem Tod und der allgemeinen Auferstehung.

Doch sei es nun dritter, siebter Himmel oder Paradies: wer sich von einem anderen Menschen von Herzen angenommen und geliebt weiß, dem tut sich ein Stück des Himmels auf, aus dem der Gott, der es gut mit seinen Töchtern und Söhnen meint, Ströme der Liebe regnen lässt. Und so beglückt können diese dann singen: „Ich tanze mit dir in den Himmel hinein.“

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Ein Schandfleck

Eltern wollen immer nur das Beste für ihre Kinder, so sagt man. Und was das Beste für ihre Kinder ist, wissen die Eltern natürlich auch immer ganz genau. Vor allem hinsichtlich der schulischen und beruflichen Zukunft gilt das. Solange Wunsch und Wirklichkeit einander entsprechen, geht auch alles gut. Schwierig wird es freilich dann, wenn die Kinder sich so ganz anders entwickeln als die Eltern sich das vorgestellt hatten. Das Bild der Zukunft, das die Eltern sich für ihre Kinder ausgemalt hatten, ist dann soweit von der Realität entfernt, dass beides nicht mehr zur Deckung gebracht werden kann. Die Enttäuschung ist dann groß. Vor allem auf Seiten der Eltern, die ihrem Kind einfach nicht verzeihen können, dass es ihren Erwartungen so gar nicht gerecht geworden ist, wo sie selbst doch „alles für dieses Kind“ getan haben. Und bisweilen muss sich solch ein Kind von seinen Eltern, die so enttäuscht von ihm sind, sagen lassen, dass es ein Schandfleck für die ganze Familie sei.

Enttäuschte Liebe eines Vaters spricht auch aus jenen biblischen Versen, in dem die Redewendung vom Schandfleck begegnet. Es ist das „Lied des Mose“ (5. Buch Mose, Kapitel 32). Der Vater, der hier durch Mose zu seinen Kindern spricht, ist niemand anderes als Gott selbst, der seinem Volk Israel in deutlichen Worten seine Schuld vorhält (32,6): „Dankst du so dem Herrn, deinem Gott, du tolles und törichtes Volk? Ist er nicht dein Vater und dein Herr? Ist's nicht er allein, der dich gemacht hat?“ Die Undankbarkeit Israels gegenüber seinem Gott, der es sich zu seinem Volk erwählte, bestand darin, dass es sich in seiner Treulosigkeit anderen Göttern zuwandte (32,17). Deshalb muss sich Israel jetzt durch Mose sagen lassen (32, 5): „Das verkehrte und böse Geschlecht hat gesündigt wider ihn (Gott); sie sind Schandflecken und nicht seine Kinder.“ Aber obwohl die Kinder Israels ihrem Vater Schande gemacht und seine Ehre verletzt haben, indem sie anderen Göttern nachliefen, wird Gott doch weiter für sie eintreten (32,6-8).

Letztlich und endgültig ist Gott in Christus für alle seine Menschenkinder eingetreten und hat sie „reingewaschen“ (1. Korintherbrief 6,11) von den Schandmalen ihrer Untreue und Schuld, durch die sie Gottes Ehre befleckt haben und beflecken. Im Glauben an diesen Christus werden in der Kraft seines guten Geistes unsere Herzen „gereinigt“ (Apostelgeschichte 15,9), damit wir Gott in allem das für uns sein lassen, was er für uns alle sein will: der Vater, der nicht aufhört, für seine Kinder zu sorgen in Zeit und Ewigkeit. Mit diesem Vater vor Augen und im Herzen werden wir unsere eigenen Kinder wohl kaum noch als „Schandfleck“ bezeichnen wollen, so sehr sie uns auch enttäuscht haben mögen.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Nach mir die Sintflut

Ich konnte ihn nur zu gut verstehen. Was hatte er sich abgemüht, um das Benefiz-Projekt zu einem Erfolg werden zu lassen. Aber er hatte nicht die von ihm erwartete Unterstützung gefunden. Darum war er jetzt ausgestiegen. Mochten andere sich jetzt darum kümmern. Ihn interessierte das alles nicht mehr. „Nach mir die Sintflut“ – war zu seiner Standard-Antwort geworden, wenn er auf das Projekt angesprochen wurde.

Diese Redewendung findet sich so nicht in der Bibel, nimmt aber mit dem Wort „Sintflut“ Bezug auf die entsprechende Geschichte, die im 1. Buch Mose, Kapitel 6,5 - 8,22 nachzulesen ist. Die Ursache für diese Sintflut bestand hierin: „Gott sah, dass der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar“ (1. Buch Mose, Kapitel 6,5). Darum stand Gottes Entschluss fest: „Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde“ (Kapitel 6,7). Nur Noah fand Gnade vor Gott. Auf dessen Geheiß baute Noah eine Arche (Kapitel 6,14). In ihr überstanden Noah und seine Familie nebst den Tieren die Sintflut, die die Erde unter Wasser setzte und alles Leben vernichtete (Kapitel 7,23).

Auch wenn auf Grund des biblischen Berichtes die Vermutung nahe liegt, dass das Wort „Sint“ mit dem Worte Sünde zusammenhängt, weil die Sintflut ja Gottes Strafe für die Sünde der Menschen war, so ist diese Annahme doch falsch. Das Wort „Sint“ leitet sich vielmehr von einer althochdeutschen Wurzel „sin“ ab, die soviel wie „immer, groß, unendlich“ bedeutet. Die Sintflut ist also wörtlich eine „große Flut.“ Und so spricht man ja auch heute noch bei lang anhaltendem, starkem Regen von sintflutartigen Regenfällen.

Was nun die Redewendung „Nach mir die Sintflut“ betrifft, so findet sich diese, wie erwähnt, nicht in der Bibel. Sie soll vielmehr die wörtliche Übersetzung eines Ausspruchs sein, den die Marquise de Pompadour, die Mätresse Ludwig XV., einst tat. Sie soll nach der Schlacht bei Rossbach, die im Jahre 1757 gegen das Heer Friedrich des Großen verloren wurde, gesagt haben: „Après nous le déluge!“ Wie die Marquise diesen Ausspruch verstanden wissen wollte, darüber streiten die Gelehrten. Vielleicht war er aber weniger überheblich oder kaltblütig gemeint als vielmehr von Furcht und dunklen Vorahnungen diktiert.

Mit solch düsteren Zukunftsaussichten hat das Ende der Sintflutgeschichte nun freilich nichts gemein. Diese endet ja mit der Verheißung Gottes (Kapitel 8,22). „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ Das sichtbare Zeichen dafür, dass der Mensch dieser Verheißung Gottes trauen darf, ist der Regenbogen. Denn so hat Gott es Noah zugesagt (Kapitel 9,14+15): „Wenn es kommt, dass ich Wetterwolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allem lebendigem Getier unter allem Fleisch, dass hinfort keine Sintflut mehr komme, die alles Fleisch verderbe.“ Wer immer also die Redewendung „Nach mir die Sintflut“ gebraucht, darf sich darauf verlassen, dass sein Wunsch nicht Erfüllung geht. Und dass sollte ihm letztlich nur Recht sein!

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Die Haare stehen einem zu Berge

Haarsträubende Geschichten ereignen sich immer wieder. Die Zeitungen sind voll davon. Ja, manche Gazetten leben geradezu von solchen Meldungen, bei denen die Haare gar nicht aufhören, zu Berge zu stehen. Bungee-Jumping von Wolkenkratzern oder Extrem-Klettern an Fenster-Fassaden sind noch die harmloseren Vergnügungen mancher Zeitgenossen, von denen da berichtet wird. Solange man selbst nicht von solch Vorlieben anderer Menschen in Mitleidenschaft gezogen wird, mag man diese Aktivitäten mit wohligem oder auch unwohltem Abstand verfolgen.

Anders sieht das freilich aus, wenn man selbst in ein Verhalten eingebunden wird, das einem die Haare zu Berge stehen lässt. Jede längere Autobahnfahrt bietet dazu die gar nicht erwünschte Gelegenheit. Wenn man da auf jene eiligen Mitmenschen trifft, die es als persönliche Beleidigung ansehen, niemals die rechte Fahrspur benutzen zu sollen, kann es schnell heikel werden. Fährt man als niedrigklassiger Automobilist zwecks Überholen auf der linken Fahrbahn und braucht dazu auch noch etwas Zeit, dann kann es einem oft schlecht ergehen. Schon von weitem wird einem per Lichthupe signalisiert, schnellstens für das ranghöhere Gefährt Platz zu machen. Gelingt einem das nicht rasch genug, so spürt man alsbald den heißen Atem des Dränglers im Nacken. Zentimeter trennen da oft nur noch die Stoßstangen des Gejagten von dem des Jägers. Ein Schrecken, der einem die Haare zu Berge stehen lässt, kann einem da schon in die gestressten Glieder fahren.

Ein Schrecken überkam auch den, in dessen Munde sich diese Redwendung in der Bibel findet. Es ist Eliphaz, einer der Freunde Hiobs. Ihm wird in der Beschäftigung mit der Frage nach dem Warum des Leides, das Hiob widerfuhr, eine nächtliche Offenbarung zuteil. Diese schildert Eliphaz mit folgenden Worten (Hiob 4,15 ff): „Und ein Hauch fuhr an mir vorüber; es standen mir die Haare zu Berge an meinem Leibe. Da stand ein Gebilde vor meinen Augen, doch ich erkannte seine Gestalt nicht; es war eine Stille, und ich hörte eine Stimme: Wie kann ein Mensch gerecht sein vor Gott oder ein Mann rein sein vor dem, der ihn gemacht hat?“ Ein göttlicher Schrecken ist es also, von dem ein Mensch hier heimgesucht wird und der ihm die Haare zu Berge stehen lässt. Und wiewohl für jeden Menschen gilt, dass er aus sich heraus nicht vor Gott zu bestehen und ihm zu begegnen vermag, so gewiss ist doch, dass er es im Glauben an Christus kann. Christus ist deshalb auch die Antwort auf die Frage des Eliphaz: „Wie kann ein Mensch gerecht sein vor Gott oder ein Mann rein sein vor dem, der ihn gemacht hat?“ Der Apostel Paulus kleidet diese Antwort in folgende Worte (Römerbrief 5,18): „Durch die Gerechtigkeit des Einen (Christus) ist für alle Menschen die Rechtfertigung gekommen, die zum Leben führt.“ Solch eine Zusage, dass wir Menschen um Christi willen Gott recht sind, mag nun wiederum manch einem als eine haarsträubende Logik erscheinen. Darauf wäre zu antworten: Es ist die Logik jener Liebe Gottes, die möchte, dass seine Töchter und Söhne nicht fern von Gott, sondern im Frieden und versöhnt mit Gott, ihrem Vater, leben können.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Alles hat seine Zeit

Auf den richtigen Zeitpunkt kommt oft alles an. Diese Erfahrung können und müssen nicht nur Kinder machen, wenn sie den Vater oder die Mutter um etwas bitten wollen. „Dafür habe ich jetzt keine Zeit, darüber können wir später sprechen“ - so lautet da nicht selten die zwischen Tür und Angel gegebene Antwort. Aber auch Erwachsene wissen darum, dass nicht für alles und jedes immer die richtige Zeit ist. Wenn der Chef zum Beispiel ein Morgenmuffel ist, spricht man ihn auf wichtige Dinge besser erst gegen Mittag an. Und erst recht gilt für Liebesdinge, dass fast alles darauf ankommt, zur richtigen Zeit die richtigen Worte zu finden. Ja, es gehört einfach zur Erfahrung des Lebens, dass man nicht alles zu jeder Zeit haben kann. Manchmal ist dann einfach auch die Zeit für bestimmte Vorhaben abgelaufen. Wer das nicht wahrhaben will, der wird dann sicherlich recht häufig den Satz hören müssen: „Alles hat seine Zeit.“

Dass alles seine Zeit, seine von Gott vorherbestimmte Zeit hat, davon war der Verfasser des Buches überzeugt, das in der Bibel unter dem Namen „Prediger Salomos“ zu finden ist. Die Grundmelodie, die sich durch das Kapitel zieht, aus dem unsere Redewendung stammt, lautet (Prediger 3,1): „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde.“ Dieses Leitmotiv entwickelt der Prediger dann in den folgenden Versen: „Geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit, pflanzen hat seine Zeit, (...), weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit.“ Dem Prediger steht dabei fest, dass Gott es ist, der „alles schön gemacht hat zu seiner Zeit“. Und er fährt fort (Prediger 3,11): „Auch hat er die Ewigkeit in das Herz der Menschen gelegt; nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.“ Nicht nur tröstliche Gewissheit spricht sich in diesen Worten aus, sondern auch Resignation: Der Mensch kann seinem ihm von Gott zugedachten Geschick nicht entkommen. Er ist ihm ausgeliefert. Ja, letztlich ist der Mensch nicht anders dran als die Tiere (Prediger 3,19 f): „Es geht dem Menschen wie dem Vieh: wie dies stirbt, so stirbt auch er. Es ist alles aus Staub geworden und wird wieder zu Staub.“

Dass der Mensch aus Staub geworden ist und wieder zu Staub wird, verkündet auch der christliche Glaube. Aber weil dieser Glaube in Christus gründet, bleibt er nicht resigniert am Abgrund jenes Kreislaufes der Vergänglichkeit stehen, sondern bekennt sich zu der in Christus begründeten Hoffnung, die neues Leben eröffnet (Römerbrief 6,4): „So sind wir ja mit ihm (Christus) begraben durch die Taufe in den Tod, damit, wie Christus auferweckt ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln.“

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Sein Herz auf der Zunge tragen

Gefühle zu zeigen, ist nicht jedermanns Sache. Auch scheint es da landsmannschaftliche Unterschiede zu geben. So sagt man etwa den Norddeutschen, insbesondere den hanseatischen Hamburgern, nach, dass sie kühl und verschlossen seien. Den Menschen südlich des „Main-Äquators“, vor allem den Bayern, attestiert man hingegen ein offeneres Gemüt, das sich auch in einer entsprechend leutseligen Art äußert. Und vielleicht spielt ja in der Tat das Klima eine Rolle bei der Frage, wie aufgeschlossenen Menschen einander begegnen. Wie anders ließe es sich erklären, dass wir „Nordländer“ immer wieder so angetan sind von der offenen und herzlichen Art, mit der uns die Menschen in den südlichen Ländern Europas begegnen? Von uns Norddeutschen hat ja jemand einmal gesagt, dass bei uns die Freude so tief sitze, dass man sie nicht mehr spüren könne. Nun würde ich als Norddeutscher durchaus zugeben, dass ich auch nicht gerade ein Gefühls-Protz bin, der anderen ständig die Regungen seines Herzens mitteilt. Das bringt gewiss im Umgang mit anderen Menschen nicht nur Vorteile mit sich. Andererseits ist es sicherlich auch nicht immer geraten, das Herz auf der Zunge zu tragen.

Diese Ansicht vertritt jedenfalls das Buch Jesus Sirach, aus dem sich unsere Redewendung ableitet. Dieses Buch zählt zu den sogenannten apokryphen Büchern. Darunter versteht man solche Schriften, die nicht zum Bestand jener Bücher gehören, die den Kanon der Bibel bilden. Sie zählen also nicht zu den verbindlichen Büchern der Bibel. Aber dennoch wusste Martin Luther diesen Büchern etwas abzugewinnen. So schrieb er 1545 in seiner Vorrede zu den Apokryphen, was wörtlich verborgene (Schriften) heißt: „Apocrypha: Das sind Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind.“

Zu diesen nützlichen Dingen gehören sicherlich auch die Weisheitssprüche, die sich im Buch Jesus Sirach finden, das im zweiten Jahrhundert vor Christus entstand. Wie schon erwähnt, zählt auch unsere Redewendung zu diesen Sprüchen, die zu einem entsprechenden sittlichen Handeln anleiten wollen. Wörtlich heißt es da (Jesus Sirach 21,28): „Die Toren haben ihr Herz auf der Zunge, die Weisen haben ihre Zunge im Herzen.“ Nun wird man nicht jeden, der aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, schon als töricht bezeichnen müssen. Wer sich von Herzen freut oder wessen Seele tief betrübt ist, sollte diesen Gefühlen auch Ausdruck verleihen können und dürfen. Umgekehrt gilt natürlich, dass es nicht gerade als weise bezeichnet werden kann, jede noch so nichtige Regung vom Herzen auf die Zunge zu transportieren und sie von dort in einem nicht enden wollenden Redefluss auf alles und jedes zu ergießen. Nur zu leicht kann es dabei geschehen, dass da auch etlicher Unrat mit herausgespült wird.

Um abschließend noch einmal Jesus Sirach zu zitieren: „Die Lippen der Frevler erzählen ihre eigene Torheit, die Worte der Verständigen sind wohl abgewogen.“ In der Übersetzung Martin Luthers von 1545 hört sich das freilich noch ein wenig schöner an: „Die unnützen Wesscher plaudern das nichts zur sachen dienet. Die Weisen aber bewegen ihre Worte mit der Goldwaage.“(Hiob 21,27)

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Das ist mir zu hoch

Meine Frau ist nicht unbedingt ein Fußballfan. Aber bei Großereignissen wie einer Europa- oder gar Weltmeisterschaft schaut sie sich dann doch einige Spiele an. Schwierig wird es freilich fast immer, wenn da einmal vom Schiedsrichter ein Tor nicht gegeben wurde, weil es ein Abseits-Tor war. Das einfache Abseits-Tor „beherrscht“ meine Frau inzwischen ganz gut. Aber wenn dann noch das „aktive“ und „passive“ Abseits eine Rolle spielen, „passt“ meine Frau. „Weißt Du, das kann ich nicht begreifen, das ist mir einfach zu hoch“, antwortet sie mir dann mit einer Mischung aus Resignation und leichtem Desinteresse. Umgekehrt habe ich nun wiederum meine liebe Mühe, meiner Frau zu folgen, wenn sie mir, dem technisch wenig Versierten, erklären will, wie man zum Beispiel am besten das defekte Bügeleisen repariert. Da schalte ich einfach ab, weil diese Dinge beim besten Willen nicht in meinen Kopf wollen. Sie sind mir dann meinerseits einfach zu hoch.

Nicht um so bodenständige Dinge wie Fußball oder Bügeleisen ging es bei dem, der in der Bibel bekennt: „Das ist mir zu hoch.“ Es ist der von vielen Heimsuchungen getroffene Hiob, der dies vor Gott eingesteht (Hiob 42,3): „Ich habe unweise geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe“ (Luther-Übersetzung). In einer wörtlicheren Übersetzung lautet dieser Text: „Ich habe im Unverstand geredet über Dinge, die zu wunderbar für mich und unbegreiflich sind.“ Diese Erkenntnis ist in Hiob erwachsen aus der „direkten“ Begegnung mit Gott (Hiob 38,1 und 42,5). Er hat erkennen müssen, dass er den Ratschluss dessen, der die Erde gründete (Hiob 38,4) und alles in Weisheit bedacht hat, nicht erkennen kann. Und so kann Hiob auf Gottes Aufforderung: „Wer mit dem Allmächtigen rechtet, kann der ihm etwas vorschreiben? Wer Gott zurechtweist, der antworte!“ nur eingestehen: „Siehe, ich bin zu gering, was soll ich antworten?“ (Hiob 40,1-4). Und abschließend bekennt er: „Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen. Darum spreche ich mich schuldig und tue Buße in Staub und Asche.“

In dieses Bekenntnis des Hiob, dass Gott und sein Handeln für uns „zu hoch“ sind, können wir nur einstimmen. Dasselbe gilt für sein Schuldeingeständnis. Denn auch wir setzen Gott immer wieder auf die Anklagebank, spielen uns zum Richter über sein Handeln auf und verlangen Rechenschaft von ihm. Im Blick auf Christus, in dem er für uns zum Bruder wurde, können wir wissen, wie wir mit Gott dran sind: Christus ist die Fleisch und Blut gewordene Liebe Gottes. Durch Christus hat uns Gott sein Wort gegeben, dass sein letztes Wort an uns nicht ein „Nein“, sondern ein „Ja“, das „Ja“ seiner Liebe ist. Nicht Anklage, sondern Lobpreis an Gott ist deshalb die angemessene Antwort des Geschöpfes an seinen Schöpfer. Dieser aus der Bußerkenntnis, dass Gott besser als wir weiß, was für uns gut ist, erwachsene Lobpreis ehrt Gott als den, der er in Wahrheit ist. Paulus stimmt diesen Lobpreis an in einem Text, der auf Hiob Bezug nimmt, und der hier abschließend wiedergegeben sein soll (Römerbrief 11,33-36): „O welche Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn ‚wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen‘? (Jesaja 40,13). Oder ‚wer hat ihm etwas zuvor gegeben, dass Gott es ihm vergelten müsste‘? (Hiob 41,3). Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen.“

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Es geschehen noch Zeichen und Wunder

Das Leben ist kein Wunschkonzert. Da werden uns oft Flötentöne beigebracht, die unsere Seele in keiner Weise zu erquicken vermögen. Und bisweilen wird uns so der Marsch geblasen, dass uns Hören und Sehen vergehen. Andererseits jedoch geschieht es immer wieder, dass für uns der Himmel voller Geigen hängt. Das kann in Liebesangelegenheiten der Fall sein. Aber auch dann, wenn wir von nie für möglich gehaltenen Dingen überrascht werden, kann dies geschehen. Etwa, wenn der „verlorene Sohn“ oder die „verlorene Tochter“ doch wieder den Weg zurück zu den Eltern finden. Aber auch bei nicht mehr für möglich gehaltenen schulischen Leistungen der Kinder kann sich für die Eltern sozusagen der Himmel auftun. „Das kann ich einfach nicht glauben, dass du in Mathe eine „Eins“ geschrieben hast.“ Dieser elterliche Ausruf ist dann oft zu hören. Begleitet ist er nicht selten von dem Zusatz: „Es geschehen doch noch Zeichen und Wunder.“ Die Ursache für das Zustandekommen dieser Zeichen und Wunder wird manch Mutter und manch Vater freilich nicht immer allein in dem Können ihrer Tochter oder ihres Sohnes suchen. Der Blick wendet sich dann doch oft in Dankbarkeit ein Stück weiter nach oben zu dem, dessen Handeln all unsere Vernunft zu übersteigen vermag.

Und in der Tat ist es dann auch wirklich er, der Herr des Himmels und der Erden, der von sich sagt: „Ich will viele Zeichen und Wunder tun“ (2. Buch Mose 7,3). Im Zusammenhang dieses alttestamentlichen Textes sind mit den „Zeichen und Wundern“ vor allem die zehn Plagen gemeint, mit denen Gott den Pharao und die Ägypter heimsucht. Diese Plagen sind Bestandteil des Heilshandelns Gottes an seinem Volk Israel, dem er zugesagt hatte, „dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie herausführe aus diesem Land in ein gutes und weites Land, darin Milch und Honig fließt“ (2. Buch Mose, Kapitel 3,8). Aber „Zeichen und Wunder“ zu tun, ist in der Bibel nicht allein Gott vorbehalten. So berichtet etwa die Apostelgeschichte in Kapitel 2,43: „Es geschahen auch viele Wunder und Zeichen durch die Apostel.“ Und auch Jesus hatte ja schon denen, die in seine Nachfolge treten, zugesagt, dass ihnen „Zeichen folgen“ werden (Markus 16,17).

Derselbe Jesus hat aber davor gewarnt, dass „Zeichen und Wunder“ auch von „falschen Christussen und falschen Propheten“ vollbracht werden können (Markus 13,22). Angesichts der vielen selbsternannten Heilsbringer unserer Tage empfiehlt es sich deshalb sicherlich, die Worte des Johannes zu beherzigen: „Ihr Lieben, glaubt nicht einem jeden Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt“ (1. Johannesbrief 4,1). Dass solch ein falscher Prophet nun allerdings seine Hand gerade etwa bei der „Eins“ unserer Kinder in der Mathearbeit im Spiel gehabt haben sollte, dürfte eher unwahrscheinlich sein. Wahrscheinlicher ist es da schon, dass es sich dabei um „Zeichen und Wunder“ dessen handelte, der dafür eigentlich zuständig ist.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Nicht jedermanns Ding

Fast jeder Mensch hat es: ein Hobby. Und so verschieden wie Menschen in ihren Charakteren sein können, so unterschiedlich sind auch die Hobbies, die sie ausüben. Ja, vielleicht lässt sich von dem, was jemand in seiner Freizeit als Hobby betreibt, durchaus ein wenig auf seinen Charakter schließen. So wird sich etwa ein quirliger und äußerst umtriebiger Mensch in seiner Freizeit wohl kaum mit dem Sammeln von Briefmarken beschäftigen. Umgekehrt wird ein eher zur Ängstlichkeit und Behäbigkeit neigender Mensch nicht unbedingt das Fallschirmspringen zu seinem Steckenpferd erküren. Ausnahmen bestätigen freilich auch hier die Regel. Etwa dann, wenn uns jemand, den man auf Grund seiner Körperfülle eher für einen unsportlichen Typ halten würde, versichert, er sei schon seit Jahren ein begeisterter Marathonläufer. Aber auch in umgekehrter Richtung mag man da seine Überraschung erleben, wenn beispielsweise ein durchgeistigt wirkender Mensch unumwunden erklärt, mit dem Bücherlesen habe er nicht viel im Sinn. Das sei nicht sein Ding, da habe er ganz andere, handfestere Interessen. Entsprechende Äußerungen würden gewiss auch wir machen, wenn wir auf Sachen angesprochen werden, die außerhalb unseres Horizontes liegen. Nicht alles und jedes interessiert eben alle und jeden. Von vielem gilt deshalb: das ist nicht jedermanns Ding. Die Bibel bezieht diesen Satz nun allerdings nicht nur auf so etwas Beliebiges wie ein Hobby. Vielmehr geht es in jenem Zusammenhang, in dem diese Redewendung im 2. Thessalonicherbrief begegnet, um etwas, was jeden Menschen zutiefst angeht: den Glauben. Und von ihm, dem Glauben, schreibt der Apostel Paulus (Kapitel 3,2): „Der Glaube ist nicht jedermanns Ding.“ Das mag manchen „Macher“ unserer Tage (auch in der Kirche gibt es die!) wohl auf die Palme treiben. Und doch steht dieser Satz da. Glaube lässt sich also nicht einfach herstellen wie ein beliebiges Produkt. Das mag für den Menschen unserer Zeit, der meint, alles selbst in die Hand nehmen zu können und zu müssen, enttäuschend und demotivierend klingen. In Wahrheit liegt in diesem Satz aber etwas ungeheuer Befreiendes. Denn nicht am Menschen, nicht an seinem Tun liegt es, ob jemand zum Glauben findet. Ob ein Mensch zum Glauben kommt, ist und bleibt letztlich immer Geschenk Gottes – sofern und weil der Geist Gottes weht, wann und wo er will. Damit soll nun nicht gesagt sein, die Kirche und ihre Mitarbeiter sollten ihre Hände in den Schoß legen, weil der liebe Gott schon alles richten werde. Die Kirche soll durchaus all das tun, was an ihr ist, um Menschen durch ihre Worte und Taten den Glauben lieb zu machen. Aber zugleich kann, darf und muss sie sich von dem Wahn befreien, es sei allein an ihr, dass auf die Saat auch die Ernte folge. Nein, wo Menschen getan haben, was an ihnen ist, da dürfen sie die Verantwortung für das Getane, für die Aussaat, dem Herrn der Ernte ans Herz legen und sprechen: „Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns. Ja, das Werk unserer Hände wollest du fördern“ (Psalm 90,17). Und über diesem Gebet mag dann neben der Freude über eine reiche Ernte bisweilen durchaus die schmerzliche Erkenntnis erwachsen, dass der Glaube nicht jedermanns Ding ist.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Bis hierher und nicht weiter

„Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein“, so sang einst der begeisterte Flieger und Liedermacher Reinhard Mey. Und in der Tat kann man dieses abgehobene Gefühl der Erdungebundenheit sehr gut nachvollziehen. Freilich, für Menschen, die unter Flugangst leiden, ist die grenzenlose Freiheit da oben doch schon wiederum mehr als eingeschränkt. Aber zur wahren Freiheit gehört ja wohl auch das Wissen um die Grenzen. Notwendig ist für jeden Menschen deshalb die Einsicht, dass die eigene Freiheit ihre Grenze an dem Freiheitsbedürfnis der Mitmenschen findet. Solche Einsicht zu vermitteln ist oft sehr schwer. Eltern wissen davon ein Lied mit vielen Strophen beschwerlichen Inhalts zu singen. Und wenn dann alle Appelle an die Einsicht der Kinder nichts mehr fruchten, hilft gelegentlich doch nur ein eindeutiges, grenzenaufzeigendes „Bis hierher und nicht weiter“.

Nicht Menschen, sondern Naturgewalten werden in ihre Schranken, in ihre Grenzen gewiesen in jenem Text, in dem unsere Redewendung begegnet. Gott selbst, der die Welt nach biblischen Verständnis durch sein Wort aus dem Nichts schuf, spricht hier diese Worte, in denen und mit denen sich seine Schöpfermacht gegenüber dem Meer erweist (Hiob 38, 8-11): „Wer hat das Meer mit Toren verschlossen, als es herausbrach wie aus dem Mutterschoß, als ich's mit Wolken kleidete und in Dunkel einwickelte wie in Windeln. Als ich ihm seine Grenze bestimmte mit meinem Damm und setzte ihm Riegel und Tore und sprach: ‚Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.‘“

Jedes „Bis hierher und nicht weiter“, das wir gegenüber anderen formulieren, könnte uns also an diesen Gott erinnern, der als Schöpfer unserer Welt diese in seiner Weisheit, die dem Chaos wehrt, geordnet hat. Dass die von uns gesprochenen Worte „Bis hierher und nicht weiter“ an dieser Weisheit Gottes teilhaben mögen und sich nicht in autoritärem Gehabe oder gar in bloßer Willkür gegenüber denen, an die wir sie richten, erschöpfen, kann man sich nur für sich selbst wünschen.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Jedes Wort auf die Goldwaage legen

Der Mensch ist ein verletzliches Wesen. Sowohl äußerlich wie innerlich. Die Wunden, die dem Körper zugefügt wurden, sind auch für Außenstehende sichtbar. Die Wunden, die der Seele geschlagen wurden, bleiben nicht selten selbst nahestehenden Menschen verborgen. Manche Menschen, die nur eine dünne Haut auf der Seele haben, sind leicht durch Worte zu verletzen. Achtlos hingeworfene Bemerkungen, die dickfelligere Seelen gar nicht wahrnehmen, treffen sie wie Pfeile, die sich tief in ihre Seele einbohren. Selten nur öffnen sich diese Menschen, um anderen zu sagen, wie verletzt sie sich durch bestimmte Worte gefühlt haben. Dass sie es so selten tun, hat einen einfachen Grund. Zumeist werden sie dann nämlich mit Worten wie diesen getröstet: „Ach, das solltest Du alles nicht so persönlich nehmen. Du bist da viel zu empfindlich. Das war doch alles nicht so gemeint, Du solltest nicht immer gleich jedes Wort auf die Goldwaage legen.“ Mit solch einem „Trost“ kann jemand, der sich verletzt fühlt, natürlich nichts anfangen. Eher schon mit jenem Rat, der uns im apokryphen Weisheitsbuch des Jesus Sirach mitgegeben wird (Jesus Sirach 28,29): „Du wägst dein Silber und Gold, bevor du es aufbewahrst; warum wägst du nicht auch deine Worte auf der Goldwaage?“ Mit unseren Worten sollten wir also, so wird es uns hier gesagt, wie mit Gold umgehen. Unsere Worte können für einen anderen Menschen bisweilen nämlich kostbar wie Gold sein. Nicht umsonst sprechen wir ja von „Goldenen Worten“. Das, was wir sagen wollen, sollte also von uns vorher wohl abgewogen werden. Das gilt vor allem dann, wenn es Gefühle sind, die wir durch unsere Worte gegenüber einem anderen Menschen zum Ausdruck bringen wollen. So wie Worte, die jegliches Maß vermissen lassen, auch entsprechend verletzen können, so können abgewogene Worte zum Schatz im Gedächtnis eines anderen Menschen werden. Die Gewichte, mit denen wir dabei unsere Worte abwägen, sollten mit Liebe gefüllt sein. Mit jener Liebe, die wir uns nur immer wieder von Gott für uns erbitten können und die von Paulus mit diesen Worten in seinem „Hohelied der Liebe“ beschrieben wird (1. Korintherbrief 13, 4-7): „Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“ Mögen wir also immer möglichst viele solcher von Liebe erfüllten Gewichte zur Hand haben, wenn wir unsere Worte wägen.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Jemandem steht das Wasser bis zum Halse

Wasser kann gefährlich werden. Dafür legen alle Jahre wieder die vielen Menschen, die beim Baden ertrinken, ein ebenso beredtes wie trauriges Zeugnis ab. Aber nicht nur in Seen oder im Meer kann man zu Schaden kommen. Auch wer auf dem Meer des Lebens in Seenot gerät, kommt dabei oft in gefährliche Situationen. Vor allem in finanzieller Hinsicht muten sich da gar nicht so wenige Menschen oft allzu viel zu. Die einen haben sich da beim Kauf ihres Hauses übernommen, bei den anderen führt manchmal schon die Anschaffung eines neuen Autos in die Zahlungsunfähigkeit. „Mir steht das Wasser bis zum Halse“, so umschreiben dann viele ihre bedrohliche finanzielle Lage.

Weniger um die Gefahr, zu ertrinken oder zahlungsunfähig zu werden, geht es nun aber in jenem Psalm, von dem sich diese Redewendung vermutlich ableitet. Hier ruft vielmehr jemand Gott um Hilfe an, dessen Seele sozusagen am „Ertrinken“ ist (Psalm 69,4): „Ich habe mich müde geschrien, mein Hals ist heiser. Meine Augen sind trübe geworden, weil ich so lange harren muss auf meinen Gott.“ Die Ursache seiner Bedrängnis verrät uns der Psalmist auch (Psalm 69,5): „Die mich ohne Grund hassen, sind mehr, als ich Haare auf dem Haupt habe. Die mir zu Unrecht Feind sind und mich verderben wollen, sind mächtig. Ich soll zurückgeben, was ich nicht geraubt habe.“ Ohne Grund wird der Beter also von seinen Feinden angeklagt. Unschuldig fühlt er sich deren Hass ausgesetzt. Verständlich daher sein Schrei nach Rettung. „Gott, hilf mir! Denn das Wasser geht mir bis an die Kehle“ (Psalm 69,2). Luther hat diesen Vers in der Ausgabe von 1545 in der Sache noch treffender so übersetzt: „Gott, hilf mir, denn das Wasser geht mir bis an die Seele.“

Von dieser Erfahrung, dass einem das Wasser bis an die Seele geht, bleibt kein Menschenleben verschont. Denn jedes Schiff des Lebens gerät auf seiner Fahrt über das Meer des Lebens bisweilen in schwere See. Und gelegentlich erleiden wir dabei auch Schiffbruch. Gut ist es dann, wo wir von Leid, Verzweiflung und Tod bedrängt werden, nach Hilfe rufen zu können – so wie es der Psalmist tut. Zu diesem Ruf um Hilfe gehört dabei für den Psalmisten auch das Eingeständnis eigener Schuld: „Gott, meine Schuld ist dir nicht verborgen“ (Psalm 69,6). Vor allem aber hört der Beter nicht auf, Gott bei seiner Treue zu denen zu beharren, die auf ihn ihr Vertrauen setzen. Nicht nur um seiner selbst willen, sondern um all derer willen, die auf den, den der Beter jetzt anruft, ihre Hoffnung und Zuversicht setzen, darf Gott ihn nicht im Stich lassen (Psalm 69,7): „Lass an mir nicht zuschanden werden, die deiner harren, Herr Zebaoth! Lass an mir nicht schamrot werden, die dich suchen, Gott Israels!“ Der Beter lässt uns dabei Anteil haben an seiner Gewissheit, dass Gott ihn erhören und seine Seele nicht wird ersaufen lassen: „Der Herr hört die Armen und verachtet die Gefangenen nicht“ (Psalm 69,34) Und so wird denen die Gott suchen, „das Herz aufleben“ (Psalm 69,33). Nach Gott seine Hand auszustrecken, ihn zu suchen, wenn uns das Wasser bis zum Halse steht, das kann, so sagt es uns der Psalmist zu, unser Herz wieder aufleben lassen.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Mit seinen Pfunden wuchern

Begabungen und Veranlagungen wollen genutzt sein. Wer zum Beispiel eine Begabung für Sprachen hat, könnte diese dadurch zum Tragen bringen, dass er Dolmetscher wird. Und wenn einer ein naturwissenschaftliches Talent ist und ein entsprechendes Studium erfolgreich als Physiker oder Chemiker abschließt, wird man ihm bescheinigen können, dass er mit seinen Pfunden gewuchert hat. Gleiches gilt für jemanden, der sein Stimmtalent für eine Gesangskarriere zu nutzen wusste.

„Talent und Pfund“ bilden dabei nicht nur in dem eben beschriebenen übertragenen Sinn einen Zusammenhang. Auch im wörtlichen Sinne, nämlich als Bezeichnung für Gewichts- und Münzeinheiten, gehören sie unmittelbar zusammen. So war im alten Rom 1 Talent = 100 italische Pfunde. Und im alten Griechenland umfasste 1 Talent = 60 Minen. 100 Drachmen wiederum waren eine Mine. Damit konnte man hundert Tagelöhne für Hilfsarbeiter zahlen. Die Münzeinheit „Mine“ begegnet nun auch in jenem neutestamentlichen Text „Von den anvertrauten Pfunden“, aus dem sich unsere Redewendung ableitet (Lukas 19,11-27). Luther gibt die entsprechende Stelle (Lukas 19,16), die wörtlich übersetzt lautet: „Da trat der erste herzu und sprach: Herr, deine Mine hat zehn weitere Minen hervorgebracht“ mit den Worten wider: „Herr, dein Pfund hat zehn Pfund erworben.“ Pfund bezeichnet dabei eine Münzwertsumme.

Anvertraut waren diese Pfunde zehn Knechten von einem Fürsten, der in ein fernes Land zog (Lukas 19,12). Nach seiner Rückkehr forderte er von seinen Knechten Rechenschaft über die ihnen anvertrauten Pfunde. Diejenigen, die mit ihren Pfunden gewuchert hatten, wurden belohnt. Dem Knecht hingegen, der aus seinem Pfund nichts gemacht hatte, wurde dieses Pfund abgenommen und an den weitergereicht, der am meisten aus seinem Pfund gemacht hatte. Abschließend heißt es dann: „Wer da hat, dem wird gegeben werden; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, was er hat“ (Lukas 19,26). Dieser auch sprichwörtlich gewordene Satz umschreibt eine gewiss auch heute noch zu machende Erfahrung, dass Reiche immer noch reicher und Arme immer noch ärmer werden.

Missverstanden wäre dies Gleichnis freilich dann, wenn es so gedeutet würde, dass derjenige der Größte im Reich Gottes wäre, der die meisten Talente zum Strahlen bringen kann. Auch der, der sich mit nur geringen Gaben und Talenten gesegnet weiß, darf, kann und soll sie einsetzen, um den Willen Gottes in dieser Welt Wirklichkeit werden zu lassen. Unsere Gaben mögen also unterschiedlich groß und viel sein. Aber es ist ein Geist, der einem jeden von uns das Seine zuteilt, wie er will (1. Korintherbrief 12,11). Und es ein Gott, der da wirkt alles in allen (1. Korintherbrief 12,6). Mit unseren Pfunden sollen wir also wuchern – um Gottes willen, der uns diese Gaben, diese Pfunde anvertraute, damit auch durch uns ein wenig von seinem Reich, seiner Herrschaft in dieser Welt sichtbar werde. An dem Wörtchen „wuchern“ sollten wir uns dabei übrigens nicht stören. Das Wort „Wucher“ bedeutete ursprünglich nämlich lediglich Vermehrung und Zunahme. Seine negative Ausdeutung erfuhr es erst im Mittelalter, als es in einem negativen Sinn die Bedeutung von „Gewinn erstreben“ bekam.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Mein eigen Fleisch und Blut

Wie viel Liebe und Zuwendung hatte gerade dieses Kind durch seine Eltern erfahren! Und jetzt dies! Wie ein böser Traum erschien den Eltern das, was da jetzt über sie gekommen war. Dass die Nachbarn sich den Mund zerrissen über ihren Sohn, war schon schlimm genug. Viel schlimmer aber waren die eigenen Fragen. Hatten sie, die Eltern, vielleicht doch dazu beigetragen, dass ihr Kind jetzt so „abgerutscht“ war? Waren sie zu nachsichtig gewesen mit ihm? Wie war es möglich, dass ihr Sohn, ihr eigen Fleisch und Blut, zu einem Kriminellen werden konnte, dem jetzt sogar eine Haftstrafe drohte?

Um die eigene Familie und um durchaus Kriminelles geht es auch in jener alttestamentlichen Geschichte, in der sich die Redewendung vom „eigen Fleisch und Blut“ finden lässt. Es ist die Geschichte von Josef und seinen Brüdern, die im 1. Buch Mose, Kapitel 37-50 erzählt wird. Ausgangspunkt dieses Familiendramas ist, dass Josef seinen anderen elf Brüdern von seinem Vater Jakob vorgezogen wird (1. Buch Mose, Kapitel 37,4): „Als nun seine Brüder sahen, dass ihn ihr Vater lieber hatte als alle seine Brüder, wurden sie ihm Feind und konnten ihm kein freundliches Wort sagen.“ Zudem berichtet Josef seinen Brüdern von Träumen, die seine Überlegenheit über seine Brüder widerspiegeln. Verständlich daher die Reaktion seiner Brüder (1. Buch Mose, Kapitel 37,8): „Da sprachen seine Brüder zu ihm: Willst du unser König werden und über uns herrschen? Und sie wurden ihm noch mehr Feind.“ Ja, es ist im wahrsten Sinne eine Tod-Feindschaft, die da zwischen Josef und seine Brüdern entstanden ist: „So kommt nun und lasst uns ihn töten und in eine Grube werfen und sagen, ein böses Tier habe ihn gefressen“ (1. Buch Mose, Kapitel 37, 20). Doch diesem Plan stellen sich die Brüder Ruben und Juda entgegen. Letzterer setzt sich schließlich mit folgendem Vorschlag, in dem auch unsere Redewendung begegnet, durch: „Was hilft's uns, dass wir unseren Bruder töten? Kommt, lasst uns ihn den Ismaelitern verkaufen, damit sich unsere Hände nicht an ihm vergreifen; denn er ist unser Fleisch und Blut. Und sie gehorchten ihm“ (1. Buch Mose, Kapitel 37,26+27). Wie dieser Plan ausgeführt wird und was sich daraus an familiären Verwicklungen ergibt – das ist und bleibt eine in jeder Beziehung immer wieder lesenswerte Geschichte. Ihren Höhepunkt und Abschluss findet sie, soviel sei hier schon verraten, in den Worten Josefs an seine Brüder: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen“ (1. Buch Mose, Kapitel 50,20). Josef vergilt seinen Brüdern, seinem eigenen Fleisch und Blut, also nicht das Böse, das sie ihm antaten. Vielmehr vergibt er ihnen um Gottes Willen, der es gut zu machen gedachte. Dass auch wir als Kinder Gottes, die sein eigen Fleisch und Blut sind, einen Vater haben, der es gut mit uns meint, dafür ist Christus das unverbrüchliche Unterpfand. Durch ihn dürfen auch wir immer wieder Vergebung statt Vergeltung empfangen – und weitergeben.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Der Teufel ist los

Über Jahrtausende war er für viele Menschen eine Realität: der Teufel. Man wusste ihn sogar zu beschreiben. Er hatte einen Pferdefuß und stank „höllisch“ nach Schwefel. Der aufgeklärte, wissenschaftlich denkende Mensch unserer Tage hat diesen stinkenden Gesellen längst als nicht real existierend aus seinem Bewusstsein gestrichen. Aber so gewiss man sicherlich die Existenz des Teufels als pferdefüßelnde Person in den Bereich der Phantasie verweisen darf, so ist doch die Frage, ob man damit schon die mit dem Teufel bezeichnete Sache erledigt hat.

In unserem alltäglichen Sprachgebrauch ist der Teufel ja auch immer noch recht gegenwärtig. Vor allem in der Formulierung: „Da ist/war der Teufel los.“ Mit dieser Redewendung wird zumeist eine Situation beschrieben, in der es drunter und drüber geht – im positiven wie vor allem auch im negativen Sinne. Positiv ist diese Formulierung gemeint, wenn einem im Blick auf ein sehr gut besuchtes Großereignis erzählt wird: „Mensch, das war so voll – da war wirklich der Teufel los.“ Eindeutig negativ ist die Redeweise gemeint, wenn wir sagen: „Na, wenn die Eltern erfahren, was ihre Kinder da angerichtet haben, dann ist aber der Teufel los.“

Dass der Teufel mit Unheil und Chaos in Verbindung gebracht wird, wohnt dem griechischen Wort für Teufel (Diábolos), das sich auch abgeleitet im Wort „diabolisch“ = teuflisch findet, zutiefst inne. Demnach ist der Teufel der, der „dazwischen wirft“. Und das eben in der Weise, dass er dadurch Trennung und Zerwürfnis hervorruft. Vor allem ist es sein Ziel, ein Zerwürfnis zwischen Gott, dem Schöpfer, und dessen Geschöpf, dem Menschen, herbeizuführen. Die Einflüsterung: „Ihr werdet sein wie Gott“ (1. Buch Mose 3,5) ist dabei sein stärkstes Lockmittel. Dieser teuflische Lockruf an den Menschen, sich selbst an die Stelle Gottes zu setzen und sich selbst als Herr dieser Welt zu fühlen, ist doch wohl auch heute noch in seinen Auswirkungen als durchaus real zu spüren. Der pferdefüßelnde Teufel ist gewiss nicht existent, aber das Diabolische durchaus – im Sinne all dessen, was den Menschen aus dem Gehorsam gegen seinen Schöpfer vertreibt und ihn dazu treibt, sich selbst an die Stelle Gottes setzen zu wollen. Wo das geschieht, wo Menschen sich also selbst als das Heil oder als Heilsbringer ansehen, da ist in der Tat der Teufel los. Da brechen dann vermeintliche tausendjährige Reiche an, die die Hölle auf Erden herabbringen.

Die Vorstellung vom tausendjährigen Reich hat ihren biblischen Ursprung in jenem Buch der Bibel, in dem auch unsere Redewendung begegnet. Es ist das letzte Buch der Bibel: die Offenbarung des Johannes. Dort wird nämlich davon berichtet, dass zu Beginn dieses tausendjährigen Reiches der Teufel gefesselt wird (Offenbarung 20,2). Und in Offenbarung 20,7 finden sich dann auch jene Worte, auf die unsere Redewendung zurückgeht: „Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan/Teufel losgelassen werden aus seinem Gefängnis.“

Die kirchliche Lehre hat sich allen Spekulationen, wie, wann und wo solch ein tausendjähriges Reich anbricht, zu Recht immer entzogen. Vielmehr wurde dieses Reich auf die Kirche, auf das Reich Christi auf Erden bezogen, das im Kampf mit den Gewalten des Widergöttlichen steht. Jegliche Vorstellung, die meint, hier auf Erden, und sei es „nur“ für tausend Jahre, das Paradies auf Eden schaffen zu können, wird die Hölle auf Erden, in der der Teufel los sein wird, heraufbeschwören.

## Jemandem etwas in den Mund legen

Überraschungen gehören zum Leben. Sofern es sich dabei um angenehme handelt, sind wir freudig berührt. Anders sieht es allerdings dann aus, wenn diese Überraschungen unangenehmer Natur sind. Und unangenehm ist es zweifellos, wenn wir etwa in unserem Freundeskreis plötzlich mit einer Aussage konfrontiert werden, die wir in Wahrheit nie gemacht haben. Auch wenn wir immer wieder beteuern und vielleicht sogar beweisen können, dass uns da etwas in den Mund gelegt wurde, was wir nie gesagt haben, bleiben solche Vorfälle mehr als unerfreulich. Irgendwie bleibt da doch immer etwas hängen von dem, was uns fälschlicherweise nachgesagt wurde. Jeder verzichtet deshalb gerne darauf, Worte in den Mund gelegt zu bekommen, die er nie gesagt hat.

Auf dieses „Worte in den Mund gelegt zu bekommen“ wollte nun aber jene biblische Gestalt keineswegs verzichten, auf die diese Redewendung zurückgeht. Es ist niemand anderes als Mose. Das ist ja bekanntlich jener Mann, der von Gott berufen wurde, das Volk Israel aus Ägypten zu führen (2. Buch Mose, Kapitel 3, Vers 10). Doch Mose sah da seinerseits Probleme hinsichtlich seiner Eignung. Vor allem, was seine Redegewandtheit betraf: „Mose aber sprach zu dem Herrn: Ach, mein Herr, ich bin von jeher nicht beredt gewesen, auch jetzt nicht, seitdem du mit deinem Knechte redest; denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge“ (2. Buch Mose, Kapitel 4, Vers 10).

Doch diese auch sprichwörtlich gewordene „schwere Zunge“ lässt Gott, der Herr, nicht gelten: „Der Herr sprach zu ihm: So geh nun hin: Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst“ (2. Buch Mose Kapitel 4, Vers 12). Aber selbst dieses Angebot des göttlichen Beistands überzeugt Mose nicht: „Mose aber sprach: Mein Herr, sende, wen du senden willst“ (2. Buch Mose, Kapitel 4, Vers 13). Auf diese „patzige“ Antwort seines Knechtes Mose reagiert Gott entsprechend: „Da wurde der Herr sehr zornig über Mose und sprach: Weiß ich denn nicht, dass dein Bruder Aaron aus dem Stamme Levi beredt ist?“ Trotz seines Zorns über den „mundfaulen“ Mose hält Gott also an Mose als dem fest, der seinen Heilsplan mit Israel in die Tat umsetzen soll. Wenn Mose eine „schwere Zunge“ hat, dann wird eben Aaron, Moses Bruder, zu seinem Mund, zu seinem Sprachrohr werden: „Du sollst zu ihm reden und die Worte in seinen Mund legen. Und er soll für dich zum Volk reden; er soll dein Mund sein“ (2. Buch Mose, Kapitel 4, Vers 14-16).

„Jemandem etwas in den Mund zu legen“, ist, wie der biblische Zusammenhang beweist, ursprünglich also durchaus positiv gemeint. Denn der redengewandte Aaron wird als Moses Mund genau jene Worte an das Volk Israel weitergeben, die der „schwerzüngige“ Mose seinem Bruder Aaron im Auftrage Gottes in den Mund legt.

Mund Gottes zu werden, also Gottes Wort in den Mund gelegt zu bekommen, das ist auch uns heute durchaus noch verheißen. Dazu bedarf es freilich weniger einer großen Redegewandtheit als vielmehr des Geistes Gottes, der uns zum Munde Gottes macht (Matthäus 10,20). Dieser Geist weht ja bekanntlich, wo er will (Johannes 3,8). Aber dennoch oder gerade deswegen kann man um ihn bitten.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Ein Unschuldslamm

Schuld will keiner gerne haben. Sie ist ein unliebsamer Gast. Und so wird ihr überall die Tür gewiesen. Niemand will sie haben. Das gilt für die Kinder wie für die Erwachsenen. Welche Eltern würden denn etwa nicht den ausgestreckten Zeigefinger kennen, mit dem der Sohn auf seine Schwester oder die Schwester auf ihren Bruder weist, und der signalisieren soll: „Seht, da steht der/die, der/die an allem schuld ist.“ Mag es sich dabei nun um eine zerbrochene Fensterscheibe oder um einen nicht mehr auffindbaren Schlüssel handeln. „Ja, ja, du bist das reinste Unschuldslamm“ – so pflegen Eltern dann nicht selten das Verhalten ihres zeigefingernden Sprösslings zu kommentieren. Und mit eben diesen Worten, die dann in ironisch-verletzender Weise gegen den anderen geschleudert werden, belegen sich auch nur zu gerne Ehepartner, deren Beziehung sich in gegenseitigen Schuldvorwürfen erschöpft.

Dass der Mensch nicht gern Schuld eingesteht und sie auf sich nimmt, liegt gewiss auch daran, dass wir Menschen einander lieber immer wieder bei unserer Schuld behaften als uns diese gegenseitig vergeben. Wir haben eben stets Sorge, wir würden uns etwas vergeben und selber erniedrigen, wenn wir einem anderen vergeben. Wo aber Schuld nicht eingestanden und vergeben wird, verhindert sie einen neuen Anfang. Das gilt für das Zusammenleben zwischen einzelnen Menschen ebenso wie für das Miteinander von Gruppen, Völkern, Staaten oder auch von Rassen oder Religionen.

Wer sich in seinem Glauben zu Christus bekennt, muss und wird sich nun allerdings nicht länger als Unschuldslamm vor anderen darstellen wollen und können. Denn in Christus begegnet uns das einzig wahre Unschuldslamm. Entsprechend heißt es von ihm: „Ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid, sondern mit dem teuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes“ (1. Petrusbrief 1,18+19). Christus hat also die Last der Schuld, die auf uns lag, für uns auf sich genommen. Er starb für uns, damit wir versöhnt mit Gott leben können. Unsere Schuld, die darin bestand und besteht, den Willen Gottes in dieser Welt mit Füßen zu treten, nahm Christus als das „Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt“ (Johannes 1,29) auf sich. Befreit von unserer Schuldenlast sind wir gerufen, das Geschenk dieser Befreiung, dieser Vergebung nun auch an andere Menschen weiterzureichen. So wie Christus uns durch seine Vergebung einen neuen Anfang in unserer Beziehung zu Gott ermöglichte, so können und sollen auch wir durch unsere Vergebung anderen Menschen einen neuen Anfang mit sich selbst, mit anderen und darin auch mit Gott ermöglichen. Gelegenheiten dazu dürften sich uns immer wieder bieten. Auch heute. Es wäre schön, wenn wir sie nutzen würden.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um

Das Leben ist oft eine Gratwanderung. Nicht immer lässt sich da die Balance halten. Etwa auf dem schmalen Grat zwischen Beruf und Familie. Abstürze sind manchmal nicht zu vermeiden – nach der einen oder anderen Seite hin. Schmerzhaft sind solche Dinge allemal. Und auch für das Leben im Glauben gilt, dass dies oft eine Gratwanderung ist. Schmal ist da bisweilen der Grat zwischen dem Gott-Vertrauen und dem Gott-Versuchen. Eindeutig überschritten ist dieser Grat freilich dann, wenn sich jemand ohne Not Problemen aussetzt und hinterher erwartet, dass Gott schon alles richten wird. Etwa nach der Melodie: Soll der liebe Gott jetzt einmal die Suppe auslöffeln, die ich mir selber eingebrockt habe.

Für solch ein Verhalten findet sich in der Bibel selbst keine Verheißung, wohl aber in den Apokryphen eine deutliche Warnung. Und die lautet (Jesus Sirach 3,27): „Wer sich in Gefahr begibt, aussieht, steht dabei Jesus Sirach deutlich vor Augen, findet die zitierte Redewendung doch mit diesen Worten ihre Fortsetzung: „Und ein starrköpfiger Mensch nimmt zuletzt ein schlimmes Ende“ (Jesus Sirach 3,28).

Der starrsinnige Mensch ist aber nach biblischem Verständnis der, der seinen Sinn starr auf sich und sein Tun richtet und Gott dabei aus den Augen verliert. Einen solchen Menschen bezeichnet die Bibel als hochmütig. So ist es auch kein Zufall, dass mit Bezug auf den starrsinnigen Menschen anschließend in unserem Textabschnitt formuliert wird: „Hochmut tut niemals gut“ (Jesus Sirach 3, 30) – ein Satz, der auch heute noch als Redewendung geläufig ist. Ebenso wie der andere Satz: „Hochmut kommt vor dem Fall“ (Sprüche 16,18).

Die Ursache des Hochmuts erklärt Jesus Sirach in kurzen, treffenden Worten: „Daher kommt aller Hochmut: wenn ein Mensch von Gott abfällt, und sein Herz von seinem Schöpfer weicht.“ Der Hochmütige denkt eben von sich selbst sehr hoch und an alles andere denkt er sehr wenig. Selbstüberschätzung ist da an der Tagesordnung. Häufig steht sie unter dem Motto: „No risk, no fun - ohne Risiko kein Spaß.“ Und darum wird dann auch entsprechend „gezockt“. Solange sich diese „Ohne Risiko kein Spaß“ - Mentalität nur in Quiz-Shows produziert, ist man davon ja nicht weiter betroffen. Wenn sie sich aber etwa in illegalen Straßenrennen oder vergleichbaren „Risiken“ äußert, sind davon auch Dritte unmittelbar betroffen. Der Rat des Jesus Sirach wäre demnach so zu erweitern: „Halte dich fern von jenen, die sich ohne Not in Gefahr begeben, denn sie spielen auch mit deinem Leben.“

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## In Fleisch und Blut übergehen

Übung macht den Meister – so sagt man. Gemeint ist damit, dass man bestimmte Abläufe wieder und wieder einüben muss, damit man sie perfekt beherrscht. Das gilt für das Betätigen der diversen Schalthebel beim Autofahren ebenso wie für die Handgriffe bei der Fließbandarbeit. Auch im Sport ist es nötig, bestimmte Fertigkeiten immer wieder zu trainieren, so dass man sie ohne viel Nachdenkens beherrscht. Wer etwa technische Disziplinen in der Leichtathletik wie das Speerwerfen oder den Stabhochsprung betreibt, dem müssen die dafür nötigen Bewegungsläufe in Fleisch und Blut übergegangen sein. Die erforderlichen Techniken werden für den, dem diese in Fleisch und Blut übergegangen sind, dadurch zu so gewohnten Dingen, dass er bei deren Ausführung nicht mehr allzu viel nachdenken muss.

Nicht Gewohnheiten, die in Fleisch und Blut übergegangen sind, stehen nun allerdings im Mittelpunkt jenes Textes, auf den diese Redewendung zurückgeht. Er wird uns im Matthäus-Evangelium unter der Überschrift „Das Bekenntnis des Petrus“ überliefert (Matthäus 16, 13-20). Auf die Frage Jesu: „Wer sagen die Leute, dass der Menschensohn sei“, antworten ihm die Jünger zunächst: „Einige sagen, du seist Johannes der Täufer, andere, du seist Elia, wieder andere, du seist Jeremia oder einer der Propheten.“ Auf die weitere Nachfrage Jesu: „Wer sagt denn ihr, dass ich sei“, gibt Simon Petrus die Antwort: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Mit diesen Worten bekennt und anerkennt Petrus Jesus als den der Welt zum Heil gesandten Christus. In solch einem Bekenntnis zu Christus spricht sich aber nicht nüchterne Analyse und erst recht nicht in Fleisch und Blut übergegangenes Nachplappern frommer Formeln aus. Nein, das Bekenntnis zu Christus als dem Sohn Gottes, der dieser Welt Heil für Zeit und Ewigkeit zu schenken vermag, verdankt sich nicht menschlichem Nachdenken. Vielmehr ist solch Bekenntnis immer Ausdruck des Wirkens jenes Geistes Gottes, der höher ist als all unsere menschliche Vernunft. Und so erwidert Jesus auf das Bekenntnis des Petrus denn auch: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut haben dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel.“

Die Rede von „Fleisch und Blut“ umschreibt in der Bibel (vgl. auch Galaterbrief 1,16; 1. Korintherbrief 15,50; Hebräerbrief 2,14) also immer den Menschen mit seiner von Sünde bestimmten Geschöpflichkeit und Begrenztheit. „Fleisch und Blut“ vermögen dem Menschen also nicht die Augen für die Erkenntnis zu öffnen, dass ihm in Christus derjenige begegnet, der seinem Leben Heil zu schenken vermag. Dies geschieht erst und allein in der Kraft des von Gott geschenkten Geistes, der alle menschlichen Möglichkeiten übersteigt. Die heutige Redeweise vom „In Fleisch und Blut übergehen“ betont hingegen die Möglichkeit und die Fähigkeit des Menschen, sich Dinge so anzueignen, dass sie ihm sozusagen zur „zweiten Natur“ werden.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Keinen Stein auf dem anderen lassen

Nichts ist so beständig wie der Wandel – so sagt man. Gerade für die Wirtschaft gilt, dass dort regelmäßig Innovationen, Neuerungen also, nötig sind, um am Markt mit einem Produkt bestehen zu können. Die Auto-Industrie mit ihren ständig neuen Modellen bietet dafür ebenso wie die Mode-Industrie, die Haute Couture, Jahr für Jahr hinreichend Anschauungsmaterial. Wird diese Art der Veränderung zumeist positiv erlebt, so kann ein Wandel für Betroffene bisweilen durchaus als schmerzlich empfunden werden. Etwa dann, wenn ein Betrieb oder eine Behörde von einem neuen Chef oder einer neuen Chefin umstrukturiert wird, um sie, wie es in solchen Fällen meistens heißt, effizienter zu machen. Nachdem der Umbau des Betriebs dann abgeschlossen ist, entringt sich so manch einem der schmerzerfüllte Stoßseufzer: „Der hat aber auch wirklich alles umgekrempelt, da ist kein Stein mehr auf dem anderen geblieben.“ Und unter Umständen hat manch Mitarbeiter, manch Mitarbeiterin selbst zu den Steinen gehört, die da nicht mehr auf dem anderen geblieben sind, weil sie als überflüssig entfernt, sprich: entlassen wurden. Wie gesagt, schmerzlich, sehr schmerzlich können solch „Stein-Erfahrungen“ für die Betroffenen sein.

Schmerz empfand sicherlich auch der in seinem Herzen, der diesen sprichwörtlich gewordenen Satz zum ersten Mal aussprach. Es war Jesus, von dem der Evangelist Matthäus dies berichtet (Matthäus 24, 1-2): „Und Jesus ging aus dem Tempel fort, und seine Jünger traten zu ihm und zeigten ihm die Gebäude des Tempels. Er aber sprach zu ihnen: seht ihr nicht das alles? Wahrlich, ich sage euch: es wird hier nicht ein Stein auf dem anderen bleiben, der nicht zerbrochen werde.“ Diese Ankündigung Jesu erfüllte sich im Jahre 70 n. Chr., als römische Truppen im Jüdischen Krieg unter Kaiser Titus Jerusalem eroberten und den von Herodes dem Großen (37 - 4 v. Christus) neu erbauten Tempel zerstörten. Eine Mauer ließ Titus freilich stehen. Sie sollte der Nachwelt beweisen, dass römische Militärstärke in der Lage gewesen war, auch ein solch gewaltiges Bauwerk wie die Jerusalemer Tempelanlage einzunehmen. Die fünf untersten Lagen der heutigen Klagemauer in Jerusalem gehören noch zu dieser von Titus nicht zerstörten herodianischen Tempelmauer.

An die Zerstörung des Tempels erinnert aber nicht nur die Klagemauer in Jerusalem. Auch in Rom, genauer gesagt auf dem Forum Romanum, findet sich ein monumentales Zeugnis der Eroberung Jerusalems. Es ist der im Jahre 81 zu Ehren des Kaisers Titus errichtete gleichnamige Triumphbogen. Auf den Reliefs an der Innenseite dieses Torbogens ist auf der Südseite die Rückkehr der römischen Truppen aus Palästina dargestellt. Bei ihrem Triumphzug führen sie dabei nicht nur jüdische Sklaven, sondern auch, noch heute deutlich sichtbar, die Trompeten und die Menora, den siebenarmigen Kronleuchter aus dem Jerusalemer Tempel, als Beute mit sich. Für jeden frommen Juden verbietet es sich deshalb, durch diesen Bogen zu gehen, der die Schändung des Jerusalemers Tempels dokumentiert.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Und ward nicht mehr gesehen

„Das hätte ich von dem nie gedacht!“ Diesen Satz kann man häufig hören, wenn jemand davon berichtet, wie er von einem anderen Menschen, dem er voll vertraut hatte, belogen oder gar bestohlen wurde. Wenn solch betrügerischer Mensch sich dann auf einmal auf und davon gemacht hat mit seinem erbeuteten Gut und spurlos verschwunden zu sein scheint, so fallen nicht selten die Worte: „Ja, der ward nicht mehr gesehen.“

Dass es sich bei diesem „Und ward nicht mehr gesehen“ um eine biblische Redewendung handelt, dürfte wohl kaum jemandem, der sie im Munde führt, bewusst sein. In der Tat weist diese Redewendung von sich aus ja nun auch wirklich nicht auf einen biblischen Hintergrund hin. Dennoch ist dieser vorhanden. Diese Worte sind nämlich ein wörtliches Zitat aus dem ersten Buch Mose. Da ist in Kapitel 5, Vers 24 folgendes zu lesen: „Und weil er mit Gott wandelte, nahm ihn Gott hinweg, und er ward nicht mehr gesehen.“

Ursprünglich meint dieser zur Redensart gewordene Satz „Und ward nicht mehr gesehen“ also, dass jemand gestorben ist. In unserem Text ist es Henoch, der von Gott entrückt wurde.

Henoch war übrigens der Vater des Methusalem. Dieser ist ja auch bis heute sprichwörtlich geblieben. Denn wenn jemand sehr alt geworden ist, bescheinigt man ihm, dass er „alt wie Methusalem“ geworden sei. Methusalem wurde nach der Überlieferung der Bibel 969 Jahre alt. Er ist damit der älteste der Ur- oder Erzväter vor der Sintflut. Die Altersangaben in diesem Kapitel haben es dabei theologisch durchaus in sich. Wie Gerhard von Rad in seinem Kommentar zum 1. Buch Mose ausführt, spiegelt das abnehmende Alter die zunehmende Entfernung des Geschöpfes von seinem Schöpfer deutlich wider. So beträgt die Lebenszeit der Väter von Adam bis Noah 700 bis 1.000 Jahre, von Noah bis Abraham 200 bis 600 Jahre, für die Patriarchen 100 bis 200 Jahre und für die Gegenwart 70 bis 80 Jahre.

Letztere Altersangabe ist aufgenommen in einem Psalm, der auch heute noch als Text häufig bei Trauerfeiern verlesen wird. In der alten Luther-Übersetzung heißt es da (Psalm 90,10): „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.“ Wörtlich müsste dieser auch sprichwörtlich gewordene letzte Halbsatz freilich lauten: „Und was daran köstlich scheint, ist doch nur vergebliche Mühe.“ Im 90. Psalm schließt sich dann die Mahnung an: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ Zu dieser Klugheit gehört der Glaube, dass unser Leben aus der Hand Gottes kommt, in seiner Hand in all den Jahren, die uns geschenkt sind, bleibt, und auch in dieselbe zurückkehrt, wenn es von uns einmal heißt: Und ward nicht mehr gesehen.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Das eine tun und das andere nicht lassen

Entscheidungen gehören zum Leben. Oft besteht dabei nur die Möglichkeit, sich für das Eine und gegen das Andere zu entscheiden. Das gilt bei dem Kauf eines Hauses ebenso wie bei dem eines Autos. Können solch Entscheidungen schon hinsichtlich materieller Dinge sehr weitreichend sein, so trifft dies bei den ideellen Dingen noch mehr zu. Partner- oder Berufswahl seien hier als Beispiele genannt. Neben solch Bereichen, wo die Entscheidung notwendigerweise nur für eine einzige Sache getroffen werden kann, gibt es aber auch andere Entscheidungssituationen. Hier besteht dann durchaus die Möglichkeit, das eine mit dem anderen zu vereinbaren. Wer zum Beispiel Hobby-Sportler ist, kann problemlos sowohl Fußball spielen als auch Leichtathletik betreiben. Und eine Hobby-Malerin kann zugleich auch begeisterte Chor-Sängerin sein.

Bisweilen besteht freilich nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Notwendigkeit, zwei Dinge miteinander zu vereinbaren. So werden Eltern ihrem Kind, das in Mathematik eine Schwäche hat, dafür aber sprachbegabt ist, nicht ermuntern können, sich allein um die Sprachen zu kümmern. Vielmehr werden sie ihr Kind zwar ermutigen, sich weiterhin mit den Sprachen zu beschäftigen. Zugleich werden sie es aber auch dazu anhalten, sich intensiv um die Mathematik zu bemühen. „Du solltest das eine tun und das andere nicht lassen“, wird dann ihr Ratschlag lauten. In diese Richtung wird der Rat auch etwa an Ehepartner gehen, die um der Karriere willen in der Gefahr stehen, die Familie zu vernachlässigen.

So wie sich bisweilen zwei Dinge ausschließen, so gehören sie andererseits also manchmal notwendig zusammen. Das müssen sich auch die Schriftgelehrten Pharisäer von Jesus sagen lassen: „Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr den Zehnten gebt von Minze, Dill und Kümmel und lasst das Wichtigste im Gesetz beiseite, nämlich das Recht, die Barmherzigkeit und den Glauben! Doch dies sollte man tun und jenes nicht lassen“ (Matthäus, 23,23).

Jesu Vorwurf an seine Gegner ist also, dass diese sozusagen vor lauter Bäumen nicht mehr den Wald, will sagen: vor lauter Einzelschriften des Gesetzes nicht mehr den wahren Willen Gottes erkennen. Bis im wahrsten Sinn ins Kleinste, bis zum letzten Kümmelkorn, erfüllen die Pharisäer das Gesetz, das die Ablieferung des Zehnten vorschreibt. Indem sie sich aber in diese äußeren Formalien des Gesetzes verlieren, kommt ihnen, so hält es Jesus ihnen vor, abhanden, was eigentlich von ihnen gefordert ist: Recht und Barmherzigkeit zu üben. Ihre Frömmigkeit steht so in der Gefahr, zur „frommen Selbstberieselungsanlage“ zu werden. Nur noch sich selbst und die vermeintliche eigene Gottwohlgefälligkeit vor Augen, verlieren sie den Nächsten, der ihrer Hilfe und ihres Erbarmens bedürfte, aus dem Blick. Jesus wirft den Pharisäern also nicht vor, dass sie das Gesetz einhalten, sondern, wie sie es tun. Die Erfüllung des Gesetzes, so fordert Jesus, muss immer eine dem Nächsten dienende Funktion haben und darf nicht zum bloßen frommen Selbstzweck verkommen. Eine Frömmigkeit, die sich in sich selbst erschöpft, kann also nicht für sich in Anspruch nehmen, Gott wohlgefällig zu sein. Dies müssen sich die Pharisäer aller Zeiten von Jesus immer wieder ins Gedächtnis rufen lassen. Wir selbst gelegentlich sicherlich auch.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Sein Mütchen kühlen

Hitze verlangt nach Abkühlung. Das gilt im wörtlichen wie übertragenen Sinn. Wie der erhitzte Körper nach Erquickung lechzt, so tut es auch das erhitzte Gemüt. Nun lässt sich körperliche Erfrischung leicht durch entsprechende Flüssigkeitszufuhr in Form von Getränken bewerkstelligen. Die Abkühlung eines erhitzten Gemüts kann sich dagegen schon schwieriger gestalten. Manch einer verschafft sich eine entsprechende Seelen-Dusche, indem er seinen Emotionen, auch den für seine Mitmenschen weniger erfreulichen, freien Lauf lässt. Andere, introvertiertere Menschen tun sich da oft erheblich schwerer. Sie lassen in derartigen Situationen mit Worten nichts heraus. Aber ihre Mimik, vor allem ihr Mund, der dann zu einem Strich geworden ist, verrät, dass sie erheblich zu schlucken hatten. Und wenn das Brodeln im Gemüt nicht aufhören will, kann es bisweilen doch zur Entladung kommen. Diese fällt, weil lange zurückgehalten, meist besonders ausfällig aus. Und so sieht sich dann das jeweilige Opfer, es kann der Berufskollege ebenso wie der Lebenspartner sein, ungeahnten Emotionen ausgesetzt. Nie für möglich gehaltene Gefühlsausbrüche entladen sich da in noch für weniger möglich gehaltenen Worten oder auch Taten. Hat sich das überhitzte Gemüt dann endlich ein wenig beruhigt, besteht die Möglichkeit, den „Entladenen“ zu fragen: „Na, fühlst du dich jetzt besser? Hast du dein Mütchen endlich an mir kühlen können?“ Diese Frage sollte man freilich nicht stellen, wenn es sich bei dem, der da sein Mütchen kühlte, um einen Vorgesetzten oder um eine Amtsperson handelte. Aber dieser Personenkreis sollte ja eigentlich über der Versuchung stehen, sein Mütchen an anderen kühlen zu wollen.....

Eine durchaus hochgestellte Persönlichkeit war es nun allerdings, von der im zweiten Buch Mose berichtet wird, dass sie ihren „Mut kühlen“ wollte am Volk Israel. Es war der Pharao, der König von Ägypten. Im „Lobgesang Moses“ ist dazu dies zu lesen (2. Buch Mose, Kapitel 15,9): „Der Feind (Pharao) gedachte: Ich will nachjagen und ergreifen und den Raub austeilen und meinen Mut an ihnen kühlen. Ich will mein Schwert ausziehen und meine Hand soll sie verderben.“

Was Mose hier im Rückblick in seinem Lobgesang schildert, war Ausdruck eines Sinneswandels des Pharao. Dieser hatte die Israeliten nach der zehnten „ägyptischen Plage“ - die Tötung „aller Erstgeburt in Ägyptenland“ (2. Buch Mose, Kapitel 12,29)- nämlich endlich ziehen lassen, wie Mose und Aaron es im Auftrag Gottes zuvor immer wieder von ihm gefordert hatten (2. Buch Mose Kapitel 7,2). Doch nun gereute den Pharao dieser Entschluss: „Warum haben wir das getan und haben Israel ziehen lassen, so dass sie uns nicht mehr dienen?“ (2. Buch Mose, Kapitel 14,5). Alsdann jagten die Ägypter den Israeliten nach „mit Rossen, Wagen und ihren Männern und mit dem ganzen Heer des Pharao und holten sie (die Israeliten) ein, als sie sich gelagert hatten am Meer bei Pi-Hahiroth vor Baal-Zefon“ (2. Buch Mose, Kapitel 14,9). Was dort am so genannten „Schilfmeer“, einer Meerenge am Roten Meer, geschah, hat sich dem Volk Israel unauslöschlich eingeprägt: „Der Pharao zog hinein ins Meer mit Rossen und Wagen und Männern. Und der Herr ließ das Meer wieder über sie kommen. Die Israeliten jedoch gingen trocken mitten durch das Wasser“ (2. Buch Mose, Kapitel 15,19). Das Mütchen des Pharaos wurde also auf eine sehr drastische Weise gekühlt: Er ertrank im wahrsten Sinne mit Ross und Reiter. Für Israel als Volk aber blieb dieses Geschehen die unvergessliche Heilstat ihres Gottes, derer man sich immer wieder in Dankbarkeit, aber auch zur Mahnung erinnerte (Psalm 106, 1-11). Beides, Dankbarkeit wie Mahnung, könnten auch für uns angesichts der Wohltaten Gottes in unserem eigenen Leben angebracht und hilfreich sein.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Wie ein Dieb in der Nacht

Es gibt angenehme und weniger angenehme Überraschungen. Zu ersteren zählen sicherlich unerwartete Gewinne in der Lotterie oder auch das nicht erhoffte gute Abschneiden bei einer Prüfung. Als unliebsame Überraschungen gehen hingegen Ereignisse wie ein geplatzter Autoreifen oder ein völlig verregneter Urlaub in unsere Erinnerung ein. In diese Kategorie der unangenehmen Überraschungen fallen für viele aber auch unangemeldete Besuche von Verwandten. „Die hätten sich doch nun wirklich bei uns anmelden können, statt uns wie ein Dieb in der Nacht mit ihrem Besuch zu überfallen“, beschwert sich dann nicht selten die vom plötzlichen Besuch „überfahrene“ Hausfrau.

Unangemeldet – eben „wie ein Dieb in der Nacht“ – wird laut Paulus auch Christus bei seiner Wiederkunft am „Tag des Herrn“ kommen: „Ihr wisst genau, dass der Tag des Herrn kommen wird wie ein Dieb in der Nacht.“ So schreibt der Apostel es in seinem Brief an die von ihm auf seiner zweiten Missionsreise im Jahr 50 gegründete Gemeinde in Thessaloniki, dem heutigen Saloniki (1. Thessalonicherbrief 5,2). Aber auch wenn die, die an Christus glauben, nicht wissen, wann genau dieser Tag des Herrn, die Wiederkunft Christi, sein wird, so glauben sie doch daran, dass dieser Tag kommen wird. Bis dahin sollen Christen als „Kinder des Lichtes und Kinder des Tages“ (1. Thessalonicherbrief 5,5) den „Panzer des Glaubens und der Liebe und den Helm der Hoffnung“ anziehen. Mit dieser ein wenig martialisch klingenden Formulierung fordert Paulus die Christen in Thessaloniki auf, ihr Christsein auch in den Dunkelheiten dieser Welt mit ihrem Glauben, mit ihrer Liebe und mit ihrer Hoffnung zu bewähren. Sie dürfen sich dabei getragen wissen von der Zusage, „dass Gott uns nicht bestimmt hat zum Zorn, sondern dazu, das Heil zu erlangen durch unsern Herrn Jesus Christus, der für uns gestorben ist“ (1. Thessalonicherbrief 5, 9+10). Diese Zusage und Verheißung gilt es wachzuhalten: „Darum ermahnt euch untereinander und einer erbaue den andern, wie ihr auch tut“ (1. Thessalonicherbrief 5,11). Dieser Satz klingt ein wenig oberlehrerhaft und der erhobene Zeigefinger scheint drohend durch ihn hindurchzufuchteln. Doch in Wahrheit will Paulus durch diese Worte genau vor solch einem moralisierenden Gebaren, das sich zum Richter und Mahner über den anderen aufspielt, bewahren. Wenn Paulus nämlich von „erbauen“ spricht, dann hat er dabei stets Christus vor Augen. Christen sollen sich also gegenseitig immer wieder dazu anhalten und ermutigen, ihr Leben auf Christus hin aufzubauen. Christen sind demnach Leute, die das Haus ihres Lebens auf Christus bauen und mit ihm rechnen. In diesem Haus ist Christus deshalb immer ein erwarteter Gast, auch wenn er unangemeldet kommt – wie ein Dieb in der Nacht.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Den Mund nicht auf tun/auf machen

Was hatten sie nicht alles sagen wollen?! So richtig hatten sie es den anderen mal auf der Sitzung des Vereinsvorstandes zeigen wollen. All diese unverschämten Vorwürfe, die über sie verbreitet wurden – die sollten auf dieser Sitzung ein für allemal vom Tisch gefegt werden. So hatten sie sich das gedacht. Ja, und nun saßen die beiden Freunde nach der Sitzung noch für sich zusammen. Man konnte es ihren Gesichtern unschwer ansehen, dass da einiges, wenn nicht alles, schief gelaufen war. Immer wieder schüttelten beide schweigend den Kopf. „Ich kann's einfach nicht fassen“, sagte der eine. „Was ist da zu fassen?“ erwiderte der andere heftig. „Du hast doch einfach nicht deinen Mund aufgemacht. Und wenn man seinen Mund nicht auf tut, dann kann man natürlich auf so einer Sitzung nichts ausrichten.“ Jetzt wurde der so Gescholtene wütend: „Also, das darf ja wohl nicht wahr sein. Mich beschuldigst du, ich hätte den Mund nicht aufgekriegt. Und du selbst? Du hast doch deinen Mund auch nicht aufgemacht, sondern nur da gesessen und geschwiegen.“ Und so ergingen sich die beiden Freunde in gegenseitigen Schuldvorwürfen darüber, warum denn keiner den Mut gehabt hätte, etwas zu sagen. Nicht das Abschieben, sondern das auf sich Nehmen von Schuld steht nun aber im Mittelpunkt des Textes, aus dem sich unsere Redewendung ableitet. Es ist ein Abschnitt aus dem Buch des Propheten Jesaja, der in der Luther-Bibel die Überschrift trägt: „Das stellvertretende Leiden und die Herrlichkeit des Knechtes Gottes.“ Dieser Text vom leidenden Gottesknecht ist schon in der frühesten christlichen Überlieferung auf Christus als den bei Jesaja angekündigten Messias bezogen worden. Vor allem in Sätzen wie den folgenden fand die frühe Christenheit das Geschick Christi angekündigt: „Er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen alle in die Irre wie Schafe, ein jeder sah auf seinen Weg. Aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn“ (Jesaja 53,5+6).

Christus als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, – dieses Motiv ist neben dem Kreuz zu dem christlichen Symbol dafür geworden, dass Christus für uns starb, damit wir versöhnt mit Gott leben können. Dieses ihm zugedachte Geschick nahm Christus auf sich. Und auch als ihm der Prozess gemacht wurde und dort falsches Zeugnis gegen ihn abgelegt wurde, wehrte er sich nicht. Vielmehr „schwieg er still und antwortete nichts“ (Markus 14,61). Auch dieses Verhalten sahen die ersten Christen vorabgebildet in jenen Worten des Propheten Jesaja, die sprichwörtlich geworden sind (Jesaja 53,7): „Als er gemartert ward, litt er doch willig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird.“ Als Dank dafür, dass Christus, das Lamm Gottes, seinen Mund nicht auf tat und für uns litt, können und sollten wir unseren Mund nun allerdings durchaus auf tun. Zum Beispiel immer dann und dort, wo wir in der Nachfolge Christi gerufen sind, für die einzutreten, die man mundtot gemacht hat oder zu machen versucht.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Aus seinem Herzen (k)eine Mördergrube machen

Es gibt Texte in den Evangelien, die so gar nicht in das Bild hineinpassen, was man sich so landläufig von Christus macht. In diesen Texten begegnet uns Christus nämlich nicht als der hilfsbereite „gute Hirte“, der den Menschen in Liebe zugewandt ist. Auch die Sprache, die er da spricht, erscheint uns ungewöhnlich. So weist er etwa seine eigene Mutter auf der Hochzeit zu Kana mit den Worten zurecht (Johannes 2,4): „Was geht's dich an, Frau, was ich tue?“ Einen noch ganz anderen Tonfall müssen sich seine Gegner, die Pharisäer und Schriftgelehrten, gefallen lassen (Matthäus 3,7): „Ihr Schlangenbrut, wer hat denn euch gewiss gemacht, dass ihr dem künftigen Zorn entgehen werdet.“ Seinen Worten, die zur Buße aufrufen, lässt er bisweilen auch Taten folgen, die so gar nicht dem ewig milden Christus entsprechen, zu dem er von einer romantisierenden Epoche gemacht wurde.

Die so genannte „Tempelreinigung“ schildert uns einen Christus, der im wahrsten Sinne des Wortes handgreiflich wird (Matthäus 21,12): „Und Jesus ging in den Tempel hinein und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel und stieß die Tische der Geldwechsler um und die Stände der Taubenhändler.“ Die Erklärung für sein Tun folgt auf dem Fuße: „Es steht geschrieben (Jesaja 56,7): ‚Mein Haus soll ein Bethaus sein‘; ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht.“

Aus einem Ort, an dem sich der Mensch Gott im Gebet zuwendet und anvertraut, war der Tempel in den Augen Jesu zu einem Ort der Geschäftemacherei geworden. Zum einen betrieben die Verkäufer von Opfertieren hier ihren Handel. Vor allem Tauben, die das Opfer der Armen bei jeder männlichen Erstgeburt waren (Lukas 2,24), wurden hier verkauft. Zum anderen machten hier die Wechsler ihre Geschäfte: Sie tauschten die Münzen der Pilger um, die aus allen Ländern zwischen Spanien und Persien kamen. Und dem äußeren geschäftigen Treiben entsprach, so sah es Christus, das innere Treiben. An die Stelle des Gebets, mit dem der Mensch in Beziehung zu Gott treten sollte und konnte, war das Geschäft mit Gott getreten. Zu einem Ort also, an dem man meinte, mit Gott durch ein Opfer Geschäfte machen und seine Gunst erkaufen zu können, war die heilige Stätte verkommen. Eine „Räuberhöhle“, eine Spelunke, in der der Mensch es sich mit seinem unbußfertigen Herzen gut sein ließ, war der Tempel geworden. Und in dieser „Räuberhöhle“ räumt Christus deshalb im wörtlichen und übertragenen Sinne auf. Dabei macht er aus seinem Herzen, in dem wir den Pulsschlag der Liebe Gottes schlagen hören können, keine Mördergrube. Nein, Christus verbirgt hier nicht sein Gefühl, vielmehr lässt er seinem heiligen Zorn freien Lauf.

Diese Redewendung von der Mördergrube, die umschreibt, dass der Mensch seine Gefühle nicht im Herzen vergräbt, sondern ihnen freien Lauf gibt, leitet sich aus unserem Text ab. Luther übersetzt die „Räuberhöhle“ in der Ausgabe von 1545 nämlich so: „Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“ Damit stellt Luther das Tun und Treiben der Händler und die damit verbundene Entweihung und Veräußerlichung des Tempels auf eine Stufe mit den Taten von Mördern. So wie der Tempel, der zum Gebet, zum Gespräch zwischen Gott und Mensch bestimmt war, zur Handelsstätte zwischen Gott und Mensch verkam, zu einer Mördergrube wurde, so wird das Herz, das bildlich ja auch als Tempel Gottes bezeichnet wird, zu einer Mördergrube, wenn der Mensch seine wahren Gefühle abwürgt und in seinem Herzen begräbt.

Wo immer uns der Herzschatz der Liebe Gottes erfüllt, sollten wir deshalb aus unserem Herzen keine Mördergrube machen, sondern unserem Gefühl sichtbaren Ausdruck verleihen – und sei es auch einmal wie bei Jesus das Gefühl eines „heiligen Zorns“.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln

Seien wir ehrlich: manchen Menschen sind wir gern gram. Solch Einstellung verträgt sich zwar mit christlichem Gedankengut nicht sonderlich gut, aber mit unserem Seelenhaushalt gelegentlich schon. „Den kann ich einfach nicht ab. Der geht mir total auf den Geist“ – so lautet unser Urteil über Mitmenschen, die uns einfach nicht liegen. Die Ursachen hierfür verlieren sich oft im Dunkel unserer abgeschatteten Seele. Wenn uns dann von solchen uns missliebigen Menschen Gutes widerfährt, ist das für uns keinesfalls Anlass, freudevolle Luftsprünge zu vollführen. Nein, ärgerlich sind wir dann. Schließlich möchten wir noch selbst bestimmen, welche Menschen nett zu uns sein dürfen. Als geradezu lästig empfinden wir es deshalb, wenn unserer steten Unfreundlichkeit genauso beharrliche und sogar aufrichtige Freundlichkeit entgegengesetzt wird. Für dieses Verhalten, Böses mit Gutem zu vergelten, findet sich in der Bibel eine sehr bildhafte Redewendung. In der Sammlung der Sprüche Salomos ist da zu lesen (Sprüche 25, 21+22): „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser, denn du wirst feurige Kohlen auf sein Haupt häufen.“ Wer sich also dem Gesetz der Vergeltung entzieht und Hass mit Liebe beantwortet, der sammelt damit feurige Kohlen auf des anderen Haupt – in der Hoffnung, dass diese Liebe bei seinem Gegenüber zu einem Wandel seiner feindlichen Einstellung führen möge.

Hinter dieser bildhaften Redewendung von den „feurigen Kohlen“ steht dabei ein schon für das dritte Jahrhundert vor Christus bezeugter altorientalischer Ritus. Zu diesem gehörte, zum Zeichen der Sinnesänderung und der Buße feurige Kohlen auf sein eigenes Haupt zu laden. Diese Kohlen wurden dann in einem entsprechenden Becken auf dem Kopf getragen. Auch der Apostel Paulus greift in seinem Brief an die Gemeinde in Rom diesen Text aus den Sprüchen Salomos auf. Im Kapitel 12, der Christen zum Gottesdienst im Alltag der Welt anleiten möchte, können wir lesen (Römerbrief 12, 19-20): „Rächt euch nicht selbst, meine Lieben, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes; denn es steht geschrieben (5. Buch Mose 32,35): ‚Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr‘. Vielmehr, wenn deinen Feind hungert, gib ihm zu essen; dürstet ihn, gib ihm zu trinken. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“ Seinen Aufruf zur Feindesliebe lässt Paulus dann einmünden in den Satz: „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“ (Römerbrief 12,21). Diese Sätze erinnern an das Wort Jesu aus der Bergpredigt, das zum Leitwort des russischen Dichters Leo Tolstoi wurde: „Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel.“

Dass die Liebe in unserem Herzen immer wieder feurige Kohlen entzündet, die wir dann in Form tätiger Nächstenliebe auf das Haupt auch unserer Feinde sammeln – darum können wir Gott nur immer wieder bitten.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Jemandem dreht sich das Herz im Leibe um

Unser Leben ist heute oft ein Leben aus zweiter Hand. Dazu tragen nicht wenig die Medien bei. Ob wir wollen oder nicht, machen sie uns zu bloßen Konsumenten und Zuschauern. Solange diese passive Rolle sich lediglich auf unterhaltsame Inhalte bezieht, mag man das ja noch als erträglich ansehen. Unerträglich wird diese Rolle als bloßer Zuschauer aber eigentlich dann, wenn wir sozusagen auf den Tribünen des Weltgeschehens sitzen und tatenlos mit ansehen müssen, wie da vor unseren Augen auf dem Bildschirm Menschen aufs Grausigste erniedrigt, gefoltert oder getötet werden. Doch obwohl sich einem dann angesichts solcher Bilder vor Schmerz und Trauer oder auch vor ohnmächtiger Wut das Herz im Leibe umdreht, so birgt dieses tatenlose Zusehen-Müssen eine schlimme Gefahr in sich: Wir stumpfen ab gegenüber diesen unmenschlichen Geschehnissen, die uns da Tag für Tag ins Haus flimmern. Und manch einer schließt dann einfach die Augen vor all diesen Dingen, indem er auf einen „unterhaltameren“ Sender umschaltet.

Weder die Augen schließen noch auf einen anderen Sender umschalten konnte und wollte der Prophet Jeremia angesichts des leidvollen Geschehens, dem er sich ausgesetzt sah. In dem ihm zugeschriebenen Buch der Klagelieder wird die im Jahre 587 durch den babylonischen Herrscher Nebukadnezar erfolgte Zerstörung Jerusalems vergegenwärtigt. Aller Schmuck, so klagt Jeremia, ist von der „Tochter Zion“ genommen (Klagelieder 1,6), da sie dem Gericht Gottes preisgegeben wurde. Doch nicht ohne Grund kam dieses Leid über Jerusalem: „Der Herr ist gerecht, denn ich bin seinem Worte ungehorsam gewesen“, so muss die treulose „Tochter Zion“ bekennen (Klagelieder 1,18). Scham und Reue finden ihren bußfertigen Ausdruck schließlich in dem sprichwörtlich gewordenen Satz: „Mir dreht sich das Herz im Leibe um, weil ich so ungehorsam gewesen bin“ (Klagelieder 1,20).

So gerecht also das Gericht über Jerusalem ist, so furchtbar ist es aber doch für die „Tochter Zion“, dass ihre Feinde sich an ihrem Unglück erfreuen und vor allem auch darüber, „dass du (Gott) es gemacht hast“ (Klagelieder 1,21). Wenn Gott deshalb gebeten wird, den Tag kommen zu lassen, wo es den Feinden so ergehen soll wie Jerusalem (Klagelieder 1,21b), dann geht es dabei insbesondere darum, dass der Gott Israels seine Macht gegenüber den Feinden seines Volkes erweisen möge. Nicht das Nein seines Gerichtes über Israel soll den feindlichen Völkern vor Augen bleiben, sondern die Treue zu seinem erwählten Volk, die der Bosheit seiner Feinde ein Ende bereitet (Klagelieder 1,22).

Angesichts eigener Ohnmacht Gott um sein Eingreifen zu bitten, um der Bosheit in dieser Welt zu wehren, könnte unser Leben aus zweiter Hand zu einem Leben machen, das sich von der Zuschauertribüne auch immer wieder einmal auf den Rasen begibt, auf dem wir das Spiel, das Leben heißt, selbst mitgestalten können.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Eine Jugendsünde

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können“, so schreibt der Dichter Jean Paul in seinen „Impromptus für Stammgäste“. Nun gibt es freilich, wie jeder weiß, nicht nur „paradiesische“ Erinnerungen. Die Erinnerung etwa an mein Mathematik-Abitur hat mich noch Jahrzehnte später bis in meine (Alb-)Träume verfolgt. Ähnliche Erfahrungen hat da wohl schon ein jeder in seinem Leben machen müssen. Verständlich ist es deshalb, wenn wir die Erinnerung an allzu schlimme Dinge bisweilen einfach verdrängen. Doch was wir selbst auf diese Weise aus unserem Gedächtnis gelöscht haben, kann anderen durchaus noch immer lebhaft in Erinnerung geblieben sein. „Liebe Verwandte“ oder auch Klassenkameraden können gelegentlich im wahrsten Sinne des Wortes zu rechten „Plage-Geistern“ werden, wenn sie da auf einmal Jugendsünden, die wir längst der Vergessenheit anheim gefallen wähnten, wieder genüsslich dem Dunkel der Vergangenheit entreißen und in aller Ausführlichkeit ans Tageslicht fördern, um sie einer mehr als interessierten Zuhörerschaft zu offerieren. Die Palette der dann dargebotenen Jugendsünden kann von der Unzulänglichkeit, allzu lange in die Windeln gemacht zu haben über die Unfähigkeit, sich nicht rechtzeitig die Schuhsenkel geschnürt zu haben, bis hin zum verpatzten Walzer beim ersten Ball reichen. Aber natürlich können da auch noch jugendliche Verfehlungen ganz anderen Kalibers aufs Tapet gebracht werden. Die werden dann meistens mit Worten wie diesen eingeleitet: „Also, heute kann man sich ja gar nicht mehr vorstellen, was Du damals so angestellt hast.“ Und dann wird richtig losgelegt. So werden einem immer wieder die Jugendsünden unter die Nase gerieben.

Dass man mit solch Jugendsünden auch ganz anders umgehen kann, jedenfalls vor Gott, beweist der Beter des 25. Psalms (Vers 7): „Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Übertretungen, gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit, Herr, um deiner Güte willen.“ Der Psalmist bekennt sich hier also zu seiner Schuld, zu den Sünden seiner Jugend vor Gott und bittet Gott, diese nicht im Gedächtnis zu behalten.

Auf die Güte Gottes, die sich seiner erbarmt und ihn nicht für immer bei seiner Schuld behaftet, hofft und vertraut der Beter. Wo aber Schuld, wo Sünde vergeben wird, da wird durch Gott Zukunft eröffnet. Und da werden durch ihn auch wieder neue Wege ins Leben gebahnt (Vers 8): „Der Herr ist gut und gerecht; darum weist er Sündern den Weg.“

Ein guter Weg mit den eigenen Jugendsünden, aber auch denen anderer Menschen umzugehen, wird uns, so denke ich, in diesem Psalm aufgezeigt. Wir sollten ihn mutig beschreiten. Und das nicht nur im Hinblick auf die Jugend-Sünden!

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Jemandem das Maul stopfen

Manche Menschen mögen den Mund gern voll nehmen. Einige müssen es sozusagen von Berufs wegen. Marktschreier etwa oder auch die Werbe- Branche. Und natürlich nehmen Politiker ihren Mund nicht selten sehr voll, wenn sie ihre Parolen unters Volk bringen wollen. Nun kann man sich gegen allzu aufdringlichen Wortschwall zumeist dadurch wehren, dass man einfach die „Aus-Taste“ drückt. Schwieriger wird die Sache aber dann, wenn wir weder im wörtlichen wie übertragenen Sinn das vollmundige Gerede „abstellen“ können. Bei festlichen Empfängen wäre es etwa mehr als unschicklich, sich großsprecherischen Menschen, die da gar nicht selten anzutreffen sind, mit einer entsprechenden Bemerkung entziehen zu wollen. Auch trüge es sicherlich nicht zum Familien-Frieden bei, der sich selbst lobhudelnden Erbtante, energisch ins Wort fallen zu wollen. Und auch dem zweifelsohne verdienten Ehrenpräsidenten des Schützenvereins wird keiner unwirsch das Wort abschneiden wollen, wenn er in ausschweifender Weise wieder einmal seine vergangenen ruhmreichen Zeiten beschwört. Anders sieht die Lage da aus, wo der verbale Schlagabtausch durchaus an der Tagesordnung, wenn nicht gar geboten ist. Bei Diskussionen etwa, wo unterschiedliche Meinungen auf einander prallen, genießen es nicht nur die jeweiligen Disputanten, sondern auch die Zuhörer, wenn da ordentlich „contra“ gegeben wird. Und nicht selten wird dann eine treffliche oder auch deftige Erwiderung anerkennend mit den Worten kommentiert: „Na, das war prima, dass der dem jetzt endlich einmal sein Maul gestopft hat.“ In diesen Worten schwingt dabei in der Regel immer eine heftige Emotion mit, die sich damit Luft verschaffen konnte. Durchaus nicht frei von Emotionen war nun auch jener Mann, dem wir diese Redewendung verdanken. Es war kein anderer als „Junker Jörg“, der 1521 auf der Wartburg die Bibel ins Deutsche übersetzte. Dass zur Übersetzungskunst Martin Luthers dabei sozusagen nicht nur das Florett, sondern auch der Degen gehörte, beweist seine Übersetzung jener Bibelstelle, in der unsere Redewendung im Alten Testament begegnet. Wörtlich lautet diese Stelle(Psalm 107,42): „Die Frommen sehen es und freuen sich, alle Bosheit muss schließen ihr Maul.“ Bei Bruder Martin hört sich das so an: „Das werden die Frommen sehen und sich freuen, und aller Bosheit wird das Maul gestopft.“ Ganz zweifellos sollte in dieser Übersetzung auch einer Emotion Ausdruck verliehen werden, nämlich dem Gefühl der Genugtuung. Und damit wurde Luther dem cantus firmus dieses Psalmes nur zu gerecht. Denn der fordert dazu auf, dem Gott Israels zu danken und ihn zu preisen als den, der sich seinem Volk gegenüber immer wieder als der Herr erwiesen hat. Also als der, der die Geschehnisse der Natur ebenso zu lenken vermag wie die der Geschichte. Mächtiger als alle Mächte und Mächtigen(Psalm 107, 29 und Psalm 107, 40) erwies und erweist sich Israels Gott, der sein Volk nicht im Stich lässt. Alle Lästerungen müssen deshalb verstummen, weil ihnen angesichts der Heilstaten Gottes das Maul gestopft wurde: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte wäret ewiglich. So sollen sagen, die erlöst sind durch den Herrn, die er aus der Not geführt hat.“ Mit dieser Aufforderung beginnt unser Psalm. Vielleicht leisten wir dieser Aufforderung ja gelegentlich Folge. Weniger, um anderen damit das Maul zu stopfen, als ihnen Geschmack auf den Gott zu machen, von dessen Guttaten wir täglich leben. Auch heute noch.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Für ein Linsengericht

Der kleine Peter war sichtlich irritiert.

„Sag' mal, Mama, warum hat die Omi denn so mit dir geschimpft?!“

„Weil ich auf dem Flohmarkt etwas verkauft habe.“

„Und die Omi will nicht, dass du auf den Flohmarkt gehst?“

„Doch, doch. Nur, ich habe da eine alte Lampe, die Omi gehörte, verkauft.“

„Und das durftest du nicht?“

„Ich durfte das schon. Aber die Omi denkt, ich hätte die Lampe viel zu billig verkauft.“

„Ach so, und deshalb hat die Omi geschimpft.“

„Ja, genau deswegen, mein Peter.“

„Aber die Omi hat da doch auch noch 'was von einem Linsengericht erzählt.“

„Von einem Linsengericht?“

„Ja, irgendwie hat sie doch gesagt, du hättest da ein Linsengericht verkauft.“

„Ach so, jetzt weiß ich, was du meinst. Die Omi hat gesagt, ich hätte die Lampe für ein Linsengericht hergegeben.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Na, damit ist gemeint, dass man etwas Wertvolles viel zu billig hergibt.“

„Und warum sagt man ausgerechnet ‚für ein Linsengericht‘? Man könnte doch auch sagen ‚für einen Eintopf‘ oder so ‚was Ähnliches.‘“

„Oh, Junge, du kannst aber auch fragen. Wenn ich mich recht erinnere, stammt das mit dem ‚Linsengericht‘ aus der Bibel.“

Peters Mutter vermutete richtig. In der Tat geht diese Redewendung auf eine Geschichte aus den sogenannten Erzväter-Geschichten im 1. Buch Mose zurück. Überschrieben ist der entsprechende Abschnitt im 25. Kapitel, Vers 29-34 wie folgt: „Esau verkauft sein Erstgeburtsrecht“. Esau war der erstgeborene Zwillingbruder von Jakob (Kapitel 25,25). Beides waren Söhne des Isaak, der seinerseits der Sohn Abrahams war. Wie es dazu kam, dass Esau seinem Bruder sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht hergab, liest sich dann folgendermaßen: „Und Jakob kochte ein Gericht. Da kam Esau vom Feld und war müde und sprach zu Jakob: Lass mich essen das rote Gericht; denn ich bin müde. Daher heißt er Edom. Aber Jakob sprach: Verkaufe mir heute deine Erstgeburt. Esau antwortete: Siehe, ich muss doch sterben; was soll mir da die Erstgeburt? Jakob sprach: So schwöre mir zuvor. Und er schwor ihm und verkaufte so Jakob seine Erstgeburt. Da gab ihm Jakob Brot und das Linsengericht, und er aß und trank und stand auf und ging davon. So verachtete Esau seine Erstgeburt.“

Sozusagen das Wertvollste, was Esau besaß, sein Erstgeburtsrecht und den damit verbundenen Segen für den Erstgeborenen, gibt Esau für einen Teller Linsensuppe dahin, weil ihn gerade so hungerte. Und so geht Esau schließlich- bedingt allerdings auch noch durch weitere Umstände (Kapitel 27)- leer aus. Er bleibt ohne den Segen seines Vaters Isaak, der darin den Segen Gottes weitergibt.

Ohne den Segen Gottes muss heute freilich keiner von uns bleiben. Als Getaufte stehen wir alle unter der Verheißung dessen, der uns zugesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Und als „Erstling unter denen, die entschlafen sind“ (1. Korintherbrief 15,20) gibt uns Christus auch Anteil an seinem „Erstgeburtsrecht“ und schenkt uns die Teilhabe an jener Wirklichkeit, in der uns nichts mehr zu scheiden vermag von der Liebe Gottes (Römerbrief 8,39).

## Gegen den Strom schwimmen

Für viele Menschen ist es unabdingbar „in“ zu sein. Vor allem für die sogenannten oder auch wirklichen Prominenten gilt das. Ein entsprechendes „Outfit“, das gerade „angesagt“ ist, ist dabei unerlässlich, um bei den entsprechen „Events“ die nötige „Vibration“ zu verbreiten. Natürlich gehört es zum „In-sein“ auch hinzu, sich des in den vorgegangenen Sätzen verwendeten Vokabulars befleißigen zu können. Wer das nicht vermag, ist in den Augen derer, die dem „Mainstream“ frönen, völlig „out“. Nun will ich mich gern als zu den Menschen gehörig bekennen („outen“), die nicht deshalb schon etwas als gut und richtig empfinden, weil es eine bestimmte meinungsbildende Öffentlichkeit für gut und richtig hält. Der sogenannte „Mainstream“ (Hauptstrom) erweist sich ja bekanntlich auch regelmäßig als etwas, das schließlich als dürftiges Rinnsal in den Wüsten der Belanglosigkeit versickert. Wer also gegen diesen Strom schwimmt, hat gute Aussichten, immer wieder an festes Gestade zu gelangen. Freilich, wer sich einem Mehrheits-Trend verweigert, sei es in materiellen oder ideellen Dingen, wird dafür seinen Preis zu zahlen haben. Mitleidiges Lächeln ist dabei noch die eher harmlose Reaktion. Es kann durchaus heftiger werden. Denn wer gegen den Strom schwimmt richtet ja damit an all die, die mit dem Strom schwimmen, die Frage, ob sie wirklich in die richtige Richtung schwimmen. Um die Frage nach der richtigen Richtung geht es auch in jenem Weisheitsspruch aus dem apokryphen Buch Jesus Sirach, der unserer Redewendung zugrunde liegt. In der Übersetzung Martin Luthers von 1545 lautet dieser (Jesus Sirach 4,31): „Schäme dich nicht zu bekennen, wo du gefehlt hast, und strebe nicht wider den Strom.“ In die richtige Richtung geht also derjenige, so sagt es dieser Spruch, der sich zu seiner Schuld, zu seiner Sünde bekennt. Er wird damit sozusagen im Fluss der vergebenden Liebe wieder auf Gott zugetrieben. Und diesem Zug auf Gott hin soll er nicht widerstreben. Daher wird unsere Stelle in einer anderen Übersetzung denn auch so wiedergegeben: „Schäme dich nicht, von der Sünde umzukehren, leiste nicht trotzig Widerstand.“ Entgegen der heute durchaus auch gegebenen Möglichkeit, die Redewendung „gegen den Strom schwimmen“ positiv zu deuten, ist sie von ihrem Ursprung her eindeutig negativ gemeint. Der Mensch soll sich nicht von seinem Bekenntnis der Sünde abbringen lassen. Gegen diesen Strom der Liebe, der ihn zu Gott zurückbringt, soll der Mensch also nicht anschwimmen. Er würde sich sonst immer weiter von Gott entfernen. Wer sich zu seiner Schuld bekennt, gelangt mit dem Wärme-Strom der Liebe Gottes dorthin zurück, wo sein Platz ist: an das rettende Ufer der Gnade Gottes.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Ein Lippenbekenntnis

So aufgebracht hatte ich meinen Freund selten erlebt. Immer und immer wieder rief er aus: „Ich fasse es nicht, ich fasse es einfach nicht.“ Auf meine Nachfrage, was ihm denn da so Unfassbares widerfahren sei, zeterte er weiter: „Hoch und heilig hatten meine beiden Kollegen mir versprochen, dass sie meine Beschwerde unterstützen würden. Und was ist passiert?“ Mein Freund schnappte buchstäblich nach Luft, so war er außer sich über das ihm Widerfahrene. „Na, dann sag' doch endlich, was passiert ist“, ermunterte ich ihn. „Gar nichts ist passiert, das ist es ja eben!“, kam die Erwiderung. „Als wir, wie besprochen, beim Chef waren, und ich sagte, dass die Ausstattung unserer Arbeitsplätze mit der Zeit unzumutbar geworden sei, da blieben meine lieben Kollegen stumm wie die Fische. Und wie hatten die vorher noch rumgetönt, dass sie es dem Chef mal ordentlich geigen würden. Nichts als Lippenbekenntnisse waren das! Heuchler sind das, die reinsten Heuchler.“

Ein ähnliches Urteil, wie es mein Freund fällte, wird über Menschen, die nicht wirklich das tun, was sie sagen, auch in jenem Abschnitt der Bibel ausgesprochen, von dem sich unsere Redensart herleitet. Jesus selbst ist es, der da den Pharisäern und Schriftgelehrten vorhält (Matthäus 15, 7-9): „Ihr Heuchler, wie fein hat Jesaja von euch geweissagt und gesprochen (Jesaja 29,13): ‚Dies Volk ehrt mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir; vergeblich dienen sie mir, weil sie lehren solche Lehren, die nichts als Menschengebote sind‘“.

Mit einem Zitat aus dem Propheten Jesaja, das ursprünglich an das Volk Israel gerichtet war, geißelt Jesus hier also die Pharisäer. Was er diesen vorhält, ist, dass sie mit all den vielen Vorschriften, deren Beachtung die Pharisäer einforderten, nicht Gott dienen, sondern nur sich selbst. „Ihr führt Gott ständig im Munde, aber in eurem Herz geht es euch nicht um Gott und seinen Willen, sondern nur um euch selbst und euer Ansehen vor den Leuten“ (vgl. Matthäus 6,6). In diese Worte ließe sich Jesu Kritik an pharisäischen Lippenbekenntnissen zusammenfassen. Diese Kritik war nicht nur zu Zeiten Jesu aktuell. Sie wird es immer bleiben. Auch für uns selbst.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Auf tönernen Füßen stehen

Die jungen Leute waren ganz euphorisch. Man spürte ihnen ihre Begeisterung für ihr Vorhaben förmlich an. Sie sprühten nur so voller Ideen. Einen Second-Hand-Laden wollten sie eröffnen. Das war ihr Traum. Sie wussten auch schon, von wo sie ihre Waren beziehen konnten. Auch nach einem Geschäftsraum hatten sie sich umgesehen. Da schien es etwas Passendes in relativ zentraler Stadtlage zu geben. Und natürlich hatten sie einen Finanzierungsplan aufgestellt. Der schien ihnen durchaus realistisch zu sein. Guten Mutes waren sie deshalb zu ihrer „Hausbank“ gegangen, um dort alles endgültig abzuklären. Nach Durchsicht ihrer Unterlagen hatte der zuständige Bank-Mitarbeiter dann freilich nur kurz und bündig erklärt. „Es tut mir Leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber da können wir ihnen nicht helfen. Diese ganze Finanzierung hat keine Substanz, die steht auf tönernen Füßen.“ Damit war ihr Traum vom eigenen Laden erst einmal ausgeträumt.

Ein Traum steht auch im Mittelpunkt jenes biblischen Textes, in dem von tönernen Füßen die Rede ist. Diesen Traum hatte der babylonische König Nebukadnezar (605 -562 v. Chr.). Keiner seiner Wahrsager konnte ihm seinen Traum deuten. Nur Daniel, ein junger Judäer, der an den Hof Nebukadnezars deportiert worden war, vermochte es (Buch Daniel, Kapitel 2, 31-34): „Du, König, hattest einen Traum, und siehe, ein großes und hohes und hell glänzendes Bild stand vor dir, das war schrecklich anzusehen. Das Haupt dieses Bildes war von feinem Gold, seine Brust und seine Arme waren Silber, sein Bauch und seine Lenden waren von Kupfer, seine Schenkel waren von Eisen, seine Füße waren teils von Eisen und teils von Ton. Das sahst du, bis ein Stein herunterkam, ohne Zutun von Menschenhänden; der traf das Bild an seinen Füßen, die von Eisen und Ton waren, und zermalmte sie.“ In der sich anschließenden näheren Ausdeutung dieses Traumes werden die vier Metalle Gold, Silber, Kupfer und Eisen als vier Königreiche gedeutet, die der Zerstörung anheimfallen werden (Buch Daniel, Kapitel 2,36 ff). Mit den teils „tönernen Füßen“ hat es dabei folgende Bewandtnis: „Dass du aber die Füße und Zehen teils von Ton und teils von Eisen gesehen hast, bedeutet: Das wird ein zerteiltes Königreich sein.“

Ob es sich nun um Königreiche oder Geschäftsideen handelt – was auf tönernen Füßen steht, hat kein Bestand, hat keine Zukunft. Wohl dem, der dies beizeiten selbst erkennt oder gesagt bekommt.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Herzzerreißend – Es zerreißt einem das Herz

Kinder können ganz verschieden weinen. Eltern wissen darum. Da gibt es etwa das stille vor sich hin Weinen. Oft ist dabei ein wenig Selbstmitleid im Spiel, weil einen „die Großen“ so wenig verstehen. Dem ganz entgegengesetzt ist das Weinen, das eher einem Brüllen gleicht. Trotz und Zorn spiegeln sich in ihm wider, weil man seinen Willen nicht bekommen hat – möge dieser nun in dem Wunsch nach noch einem Eis oder Würstchen oder auch nach beidem bestanden haben. Ja, und neben vielen anderen Wein-Varianten gibt es dann noch ein Weinen, dem sich keine Eltern entziehen können. Es ist dieses leise, manchmal kaum hrbare Weinen. Unterbrochen wird es nur von einem tiefen Atemholen, das bisweilen an einen kleinen Schluckauf gemahnt. Wer je ein solches Weinen gehört hat, weiß, was ein herzzerreißendes Schluchzen ist. Es erklingt etwa dann, wenn das heiß geliebte Spielzeug entzweigegangen ist. Aber auch dann, wenn der Besuch von geliebten Menschen zu Ende geht, hören Eltern nicht selten dieses Weinen, das einem das Herz zu zerreißen vermag.

Nicht um Herzen, sondern um Kleider, die zerrissen wurden, handelte es sich bei einem Ritus, bei einem Brauch, der im alten Israel verbreitet war. Zum Zeichen der Trauer war es da nämlich üblich, seine Kleider zu zerreißen. So ist über Jakob, der den vermeintlichen Tod seines Sohnes Josef beklagt, zu lesen: „Und Jakob zerriss seine Kleider und legte ein hreues Tuch um seine Lenden und trug Leid um seinen Sohn lange Zeit“ (1. Buch Mose 37,34). Auf diesen Ritus spielt nun der Prophet Joel in jenem Vers an, auf den unsere Redewendung zurückgeht (Joel 2,13): „Zerreißt eure Herzen und nicht eure Kleider und bekehrt euch zu dem Herrn, eurem Gott!“ Das Volk Israel wird hier also von Joel aufgefordert, nicht nur eine äußere Umkehr vor Gott zu vollziehen, die sich in äußeren Zeichen der Buße, vergleichbar dem Zerreißen der Kleider, erschöpfen würde. Nein, innerlich sollen sich die Kinder Israels für ihren Gott zerreißen. Allein solch eine herzzerreißende Hingabe des Volkes Israels an seinen Gott wäre eine diesem Gott gemäße Umkehr. Denn das Herz dieses Gottes schlägt für sein Volk: „Er ist gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte und es gereut ihn bald die Strafe“ (Joel 2,13). So wie es Gott das Herz zerreißen würde, wenn es sein Volk strafen müsste, so sollte es Israel das Herz zerreißen, wenn es seinem Gott nur mit seinen Füßen, aber nicht mit seinem Herzen folgte.

Das Herz dieses Gottes, dies sagt uns Christus zu, schlägt auch für uns. Wenn wir uns zu ihm halten und seinen Willen tun wollen, gilt deshalb auch uns heute die Mahnung: „Zerreißt eure Herzen und nicht eure Kleider.“

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Ein Prediger(Rufer) in der Wüste

Jahrzehnte hatten seine Bemühungen, die schließlich doch noch von Erfolg gekrönt wurden, angedauert. Für die Erhaltung des alten Dorfkerns hatte er sich eingesetzt. Aber niemand wollte sich zunächst für sein Anliegen interessieren. Als verschoben und vorgestrig tat man damals seine Ansichten ab. „Ich fühle mich wie ein Prediger, wie ein einsamer Rufer in der Wüste“, hatte er in jenen Tagen nicht nur einmal zu seiner Frau gesagt.

Durchaus nicht vergebens war freilich das Rufen, war das Predigen des Mannes, auf den unsere Redewendung zurückgeht. Es ist Johannes der Täufer. Von ihm heißt es unter Bezug auf ein Zitat aus dem Propheten Jesaja(40,3) im Markus-Evangelium, Kapitel 1, 3 . „Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, macht seine Steige eben!“ Wer nun allerdings das Zitat im Jesaja-Buch nachliest, wird feststellen, dass dort nicht der Prediger in der Wüste ist, sondern der Prediger dazu aufruft, in der Wüste dem Herrn den Weg zu bereiten. Jesaja dürfte dabei an eine durch die Wüste führende Prozessionsstraße gedacht haben. In jedem Fall aber hatte Johannes, der Täufer, mit seiner Predigt, in der er- wahrscheinlich in den Jahren 27 –29 nach Christus- zur Buße aufrief, nicht geringen Erfolg(Markus 1,5): „Und es ging zu ihm hinaus das ganze jüdische Land und alle Leute von Jerusalem und ließen sich von ihm taufen im Jordan und bekannten ihre Sünden. Johannes wird dabei als der neue Prophet Elia und als „Vorläufer“ Jesu beschrieben (Markus 1, 6+7): „ Johannes aber trug ein Gewand aus Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden und aß Heuschrecken und wilden Honig und predigte und sprach: es kommt einer nach mir, der ist stärker als ich; und ich bin nicht wert, dass ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe löse.“ Dieser Verweis auf den „Stärkeren“, auf Christus also, hat seinen wohl einzigartigen Ausdruck in Mathias Grünewalds Isenheimer Altar(1513-1515) gefunden, der jetzt in dem Museum „Unterlinden“ in Colmar zu besichtigen ist. Unübersehbar weist da der überlang dargestellte Zeigefinger des Johannes auf den gekreuzigten Christus hin. Erklärt wird dieser Finger in einer Art „Sprechblase“ mit den lateinischen Worten aus dem Johannes-Evangelium(3,30) : „Illum oportet crescere, me autem minui“ = Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen.“ Nicht am Kreuz wie Christus, sondern durch das Schwert endete das Leben des Rufers in der Wüste. Weil er die ungesetzliche Ehe des Königs Herodes Antipas ( 4 v. Chr.- 39. n. Chr.), mit dessen Nichte und Schwägerin Herodias angeprangert hatte, ließ ihn Herodes Antipas ins Gefängnis werfen. Als Salome, die Tochter der Herodias , anlässlich seines Geburtstages vor ihm tanzte, erbat diese sich als Belohnung von ihm des Haupt Johannes des Täufers. Und so ließ Herodes Antipas Johannes den Täufer enthaupten(Matthäus 14,1-9) Nicht allen Rufern in der Wüste wird solch ein grausiges Schicksal zuteil. Aber das Leiden bleibt wohl keinem Prediger in der Wüste erspart.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Es geschieht nichts Neues unter der Sonne

„Was geschehen ist, eben das wird hernach sein. Was man getan hat, eben das tut man hernach wieder, und es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Geschieht etwas, von dem man sagen könnte: ‚Sieh, das ist neu‘? Es ist längst vorher auch geschehen in den Zeiten, die vor uns gewesen sind.“

Sätze wie diese klingen ebenso zeitlos wie resigniert. Sie könnten ihrem Sinne nach zu allen Zeiten gesprochen sein. Ein Fließbandarbeiter könnte, bei anderer Wortwahl, diese Sätze in unseren Tagen ebenso gesagt haben wie ein Landsknecht des Mittelalters oder eine Magd auf einem Bauernhof im letzten Jahrhundert. Aufgeschrieben sind sie allerdings schon zu Zeiten des Alten Testaments. In dem im dritten vorchristlichen Jahrhundert entstandenen Buch des Prediger Salomos sind sie im 1. Kapitel, Vers 9+10 nachzulesen. Mit dieser resignativen Betrachtung der Welt steht der Prediger im Chor der biblischen Stimmen freilich ziemlich isoliert da. Nicht das „alte Lied“ von der ständigen Wiederkehr des Gleichen wird da nämlich angestimmt. Vielmehr erklingt auch schon im Alten Testament immer wieder die Aufforderung: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder“ (Psalm 98,1). Es geschieht also durchaus Neues unter der Sonne, weil Gott wunderbar an uns handelt. Nicht das alte Lied des immer schon Dagewesenen und Wiederkehrenden muss von uns angestimmt werden. Nein, das neue Lied kann und darf gesungen werden, weil Gottes Liebe unser Leben immer wieder aufzubrechen vermag. Durch diese Liebe werden wir herausgeführt aus den engen Höhlen unserer Angst in die Weite des Lebens, weil Gott unsere „Füße auf weiten Raum stellt“ (Psalm 31,9). Stößt der Prediger Salomo mit seiner „Weisheit“ schon im Alten Testament auf Widerspruch, so ist dieser im Neuen Testament noch viel heftiger. Vor allem der Apostel Paulus findet hier deutliche Worte: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden“ (2. Korinther 5,17). Also nichts da mit dem „Es bleibt alles beim Alten und kehrt immer wieder“. Nein, sagt Paulus, wer sein Leben von Christus her versteht, der wird ein neuer Mensch. „Legt von euch ab den alten Menschen mit seinem früheren Wandel und zieht den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit“ (Epheserbrief 4, 22+24), so werden wir aufgefordert. Dieser durch Christus neu gewordene Mensch singt und spielt dann auch nicht mehr das Lied vom Tode, sondern spielt das Lied vom neuen Leben. Also gegen alles Leid und Elend, gegen Krankheit und Tod setzt der neu gewordene Mensch die in Christus fleischgewordene Wirklichkeit der Liebe Gottes. Schon hier und jetzt kann in der Kraft dieser Liebe die alte Welt des Hasses, der Ungerechtigkeit und Gnadenlosigkeit aufgebrochen werden und so ein Stück der neuen Welt Gottes sichtbar werden. Und auch für den Tod gilt, dass er für den durch Christus neuen Menschen seine alles tötende Macht verloren hat (Römerbrief 8, 38+39). Die neue Welt Gottes wird sich hier auf Erden gewiss nicht vollenden, weil es kein Paradies auf Erden gibt. Wohl aber wird es möglich sein, in der Kraft der Liebe Gottes einen Vorschein der neuen Welt Gottes in dieser alten Welt aufleuchten zu lassen. Schon hier und heute würde dann unter uns die Wahrheit dieser Verheißung Gegenwart werden können: „Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid und Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron saß sprach: Siehe, ich mache alles neu!“ (Offenbarung des Johannes 21, 4+5). Es geschieht also durchaus Neues unter der Sonne. Mit Christus hat das angefangen. Und, so Gott will, findet es durch die, die sich nach ihm nennen, seine Fortsetzung.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Der Buchstabe tötet

Menschliches Leben braucht Regeln. Sonst gäbe es keine Verlässlichkeit. Ohne Verlässlichkeit aber würde unser Leben rasch im Chaos enden. Fahrpläne, an die sich niemand mehr hält, mögen als anschauliches Beispiel genannt sein. Nun gibt es allerdings auch Regeln – oft in Vorschriften, Ordnungen oder Gesetze gegossen – die einem nicht so recht einleuchten. Jeder hat da sicherlich schon seine einschlägigen Erfahrungen gemacht. Nicht nur mit Ämtern, wo man dann den Amtsschimmel gelegentlich heftig und ausdauernd wiehern hört, kann man diese machen. Auch Hausordnungen oder die Straßenverkehrsordnung bieten immer wieder mal Gelegenheit, die Sinnhaftigkeit bestimmter Vorschriften anzuzweifeln. Und wenn da jemand auf den Buchstaben eines Gesetzes oder einer Regelung pocht, die uns so gar nicht einleuchten, dann sagen wir nicht ohne grollenden Unterton: „Man kann doch nicht immer nur nach dem Buchstaben eines Gesetzes gehen. Der Buchstabe allein tötet doch, wenn er keinen Sinn macht.“

Dass der Buchstabe tötet, meint auch der Apostel Paulus, bei dem dieser Satz im 2. Korintherbrief als wörtliches Zitat begegnet: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“ (2. Korintherbrief 3,6). Paulus stellt diesen Satz in den Zusammenhang des alten und des neuen Bundes. Für den alten Bund, den Gott durch Mose mit dem Volke Israel geschlossen hatte (2. Buch Mose, Kapitel 24), galt, dass die Menschen dort Diener des Gesetzes waren. Dieses Gesetz vermochten sie aber nicht einzuhalten. Insofern brachte das Gesetz dem Menschen nicht das Heil, sondern tötete ihn, weil es den Menschen seiner Schuld vor Gott überführte. Im neuen Bund, den Gott durch Christus mit allen Menschen schloss, sollen die Menschen deshalb nicht mehr dem Gesetz, sondern dem Geist dienen (2. Korintherbrief 3,6a). Der Geist, von dem sich Menschen, die Christus nachfolgen, in ihrem Dienst bestimmen lassen, ist aber kein anderer als der Geist seiner Liebe. Diese Liebe schenkt dem Menschen die Freiheit vom Buchstaben des Gesetzes. Denn der Mensch ist nicht um des Gesetzes willen da, sondern das Gesetz ist um des Menschen willen da (Markus 2,27+28). Wo die Liebe zum Nächsten es erfordert, den Buchstaben eines Gesetzes zu übertreten, da ist es um Christi willen auch geboten, denn es ist kein anderes Gebot bindender und wichtiger als dieses: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Markus 12, 30+31).

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Wer nie sein Brot mit Tränen aß

Da lag es nun. Das Butterbrot. Auf einem Fußweg. In einer Parkanlage. Achtlos gingen die Parkbesucher daran vorbei. Niemand bückte sich danach, es lohnte nicht. Brot gab es ja im Überfluss. Wenn dort stattdessen ein Geldstück gelegen hätte, dann hätte man sich das mit dem Aufheben ja noch einmal überlegen können. Aber so! Doch dann kam da doch noch jemand vorbei, der es aufhob. Er zählte offensichtlich nicht zu jenen, die auf dieses Stück täglich Brot verzichten konnten. Es war für ihn ein willkommenes Geschenk. Und wer den Mann jetzt beobachtete, wie er ebenso freudig wie sorgsam das Brot in seinem Beutel barg, der mochte bei sich denken „Ja, wer nie sein Brot mit Tränen aß, der weiß es nicht zu schätzen.“ Erst das eigene Widerfahrnis von Leid, Elend und Not lässt den Menschen also das Verschontbleiben von all diesen Dingen nicht mehr als etwas Selbstverständliches hinnehmen, sondern lässt ihn dies mit Dankbarkeit begreifen. Der Wortlaut dieser Redewendung geht in dieser Form auf ein Gedicht Johann Wolfgang von Goethes zurück. Es findet sich in seinem Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Eines der Lieder, die der Harfenspieler dort singt, beginnt so: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, / Wer nie die kummervollen Nächte / Auf seinem Bette weinend saß, / Der kennt euch nicht / Ihr himmlischen Mächte.“

Die himmlischen Mächte, genauer gesagt: ihren Herrn im Himmel, kannten allerdings diejenigen sehr wohl, in dessen Mund sich das Wort vom „Tränenbrot“ in der Bibel findet. Es sind die „Kinder Israels“, die zu ihrem Gott im Gebet rufen. In Anklang an diesen Text aus den Psalmen (Psalm 80, 5+6) hat Goethe sein Gedicht verfasst: „Herr, Gott Zebaoth, wie lange willst du zürnen, während dein Volk zu dir betet? Du speisest sie mit Tränenbrot und tränkest sie mit einem Krug voll Tränen.“

Die Kinder Israels fühlen sich also dem Zorn ihres Gottes ausgeliefert. Aber der Psalm bleibt nicht bei der Klage darüber, dass Gott sein Volk mit „Tränenbrot und einem Krug voller Tränen“ speist, stehen. Vielmehr erinnert der Psalmist Gott und damit auch sich und das Volk Israel an Gottes Heilstaten: Er hat es aus Ägypten herausgeführt und ihm das „gelobte Land“ gegeben (Psalm 80, 9+10). Aus diesem Gedenken an die Guttaten Gottes in der Geschichte mit seinem Volk Israel wächst den Betern das Vertrauen zu, ihren Gott anzurufen: „Herr, Gott Zebaoth, tröste uns wieder; lass leuchten dein Antlitz, so genesen wir“ (Psalm 80,20). So wie der Gott Israels seine Machtvollkommenheit schon immer wieder bewiesen hat, so soll er diese auch jetzt wieder an jenen Feinden erweisen, die Israel verspotten (Psalm 80,7). In diesem Psalm spricht sich also die Zuversicht aus, dass nicht das Tränenbrot und der große Krug voll Tränen die Speise für die bleiben werden, die ihr Vertrauen auf Gott setzen.

Ähnliche Worte finden sich auch in der Verkündigung Jesu, wenn er sagt (Matthäus 7, 9+11): „Wer ist unter euch Menschen, der seinem Sohn, wenn er ihn bittet um Brot, einen Stein biete? Wenn nun ihr, die ihr doch böse seid, gute Gaben geben könnt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.“ Dass Gott also unsere Tränen abwischen wird, diese Verheißung haben wir auch schon für unser Leben hier und jetzt. Wir sollten es deshalb immer wieder mit ihr wagen.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Über den Kopf wachsen

Vieles kann einem zuviel werden. Da wäre etwa der Beruf zu nennen. An manchen Tagen wird uns die uns aufgebürdete Arbeitslast einfach zu groß, als dass wir sie noch bewältigen könnten. Aber auch im Bereich der Familie kann es geschehen, dass wir da bisweilen nicht soviel Hände haben, um all das schaffen zu können, was eigentlich erledigt werden müsste. Mit den Worten: „Mir ist das heute einfach alles über den Kopf gewachsen“ pflegen wir an solch Tagen zum Ausdruck zu bringen, dass wir einfach überfordert waren. Nicht nur hinsichtlich unserer körperlichen Kräfte können wir uns freilich überlastet fühlen. Auch für unsere seelischen Kräfte gilt dies. So können uns etwa die Sorge um die Zukunft unserer Kinder oder auch finanzielle Sorgen so sehr bedrängen, dass wir ihrer nicht mehr Herr werden. Manch schlaflose Nacht bereiten uns dann diese uns über den Kopf gewachsenen Dinge. Und recht schwierig gestalten sich oft die Versuche, die Probleme, die uns über den Kopf wuchsen, wieder in den Griff zu bekommen.

Ein Mann namens Esra sah allerdings nur eine Möglichkeit, mit dem, was ihn bedrängte, fertig zu werden: „Mein Gott, ich schäme mich und scheue mich, meine Augen aufzuheben zu dir, mein Gott; denn unsere Missetat ist über unser Haupt gewachsen, und unsere Schuld ist groß bis an den Himmel“ (Esra 9,6). Dieser Esra, der hier mit der über den Kopf gewachsenen Missetat seines Volkes Israels Zuflucht bei Gott sucht, war „Priester und Beauftragter für das Gesetz des Gottes des Himmels“ (Esra 7,12) am Hofe des Perserkönigs Artaxerxes I oder II. Er war damit eine Art Staatssekretär für jüdische Angelegenheiten am persischen Hofe. Die Perser hatten nach ihrem Sieg über das babylonische Reich auch die Herrschaft über die seinerzeit (597 und 587 vor Christus) von den Babyloniern nach Babylon deportierten Israeliten inne. Eine erste Rückkehr aus dem babylonischen Exil war im Jahre 538 dank des Ediktes des persischen Königs Kyros möglich geworden.

Esra, der ein Nachkomme Aarons über Zadok war (Esra 7,1-5), brach wahrscheinlich im Jahre 458 als Überbringer eines Befehls des schon erwähnten Perserkönigs Artaxerxes von Babylon nach Jerusalem auf. Mit ihm zogen weitere 5.000 Juden nach Jerusalem, denn der königliche Befehl sah vor, „dass alle, die von dem Volk Israel und den Priestern und Leviten in meinem (Artaxerxes) Reich willig sind, nach Jerusalem zu ziehen, mit dir (Esra) ziehen können“ (Esra 7,13). Die Zustände, die Esra dann in Jerusalem antraf, bestürzten ihn. Vor allem die Mischehen von Juden mit ausländischen Frauen (Esra 9,1+2) sind es, die Esra als jene Missetat anprangert, die „über unser Haupt gewachsen ist“. Für diese Schuld des Volkes bittet Esra nun den Gott, der „unsere Missetat nicht bestraft, wie wir's verdient hätten“ (Esra 9,13) um sein Erbarmen (Esra 9,15).

Um dieses Erbarmen dürfen auch wir Gott immer wieder bitten, auch wenn die Probleme, die uns über den Kopf wachsen, gänzlich anderer Art sind als die des Esra.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Das Herz rutscht einem in die Hose

Unsere Kinder waren noch immer ganz aufgeregt. Sie waren mit meiner Frau im Zoo gewesen. „Du kannst dir nicht vorstellen, was da passiert ist“, begann unsere Älteste atemlos zu erzählen. Meinen ebenso neugierigen wie besorgten Blick, nahm meine Frau mit den Worten auf: „Nein, nein, du brauchst keine Angst zu haben, es ist ja nichts geschehen.“ Verständlicherweise wollte ich jetzt Näheres hören: „Ja, was denn nun? Das verstehe ich irgendwie nicht: Es ist etwas passiert und doch ist nichts geschehen.“ Meine Frau machte eine beruhigende Handbewegung. „Also, das war so“, fuhr sie nun fort, „als wir vor dem Affengehege standen, ist auf einmal einer der Schimpansen ausgebücht. Der stand plötzlich vor uns.“ „Und da haben wir uns natürlich erschrocken“, rief die Älteste. „Mir ist das Herz in die Hose gerutscht; so 'ne Angst hatte ich“, meldete sich auch unser Jüngster noch zu Wort. „Aber zum Glück kam gleich ein Tierpfleger. Der hat den Schimpansen ganz schnell wieder ins Gehege gebracht“, wusste meine Frau vom guten Ende dieser Geschichte zu berichten – um dann doch noch hinzuzufügen: „Na, wenn ich ehrlich bin, so ein bisschen war mir das Herz da auch in die Hose gerutscht.“

Dass einem vor Angst das Herz in die Hose rutscht, ist eine Erfahrung, die wohl jeder nicht nur einmal in seinem Leben machen muss. Auch Saul musste als König von Israel (ca. 1030 - 1010 vor Christus) dergleichen erleben. Schuld daran war der wegen seiner Größe sprichwörtlich gewordene Goliath, der dem Volk der Philister angehörte. Diese „sammelten ihre Heere zum Kampf“ gegen Israel (1. Buch Samuel 17,1). Mit seinen riesigen Ausmaßen und durch entsprechende Furcht einflößende Reden versetzte Goliath „Saul und ganz Israel“ in Angst und Schrecken (1. Buch Samuel 17,4-24).

Nur einer ließ sich von diesem Goliath nicht einschüchtern: der Hirtenjunge David. Und so ging er zu Saul und sagte zu ihm jene Worte, auf die unsere Redewendung wahrscheinlich zurückgeht. In der Übersetzung von Martin Luther von 1545 lauten diese nämlich wie folgt: „Es entfalle keinem Menschen das Herz um deswillen (Goliaths wegen).“ Der Hirtenjunge David bot seinem König, dem das Herz entfallen, also in die Hose gerutscht war, furchtlos an, gegen Goliath zu kämpfen (1. Buch Samuel, 17,32). Doch Saul war davon wenig angetan: „Du kannst nicht hingehen, um mit diesem Philister zu kämpfen; denn du bist zu jung dazu, dieser aber ist ein Kriegermann von Jugend auf“ (1. Buch Samuel 17,33). David jedoch, der die Ehre des Gottes Israels herstellen möchte, weil Goliath „das Heer des lebendigen Gottes verhöhnt“ hatte (1. Buch Samuel 17,26), ließ sich nicht abweisen: „Der Herr, der mich vor dem Löwen und Bären errettet hat, der wird mich auch erretten von diesem Philister.“ Schließlich willigte Saul ein: „Und Saul sprach zu David: Geh hin, der Herr sei mit dir“ (1. Buch Samuel 17,37).

Wie der sprichwörtlich gewordene Kampf David gegen Goliath ausging, dürfte bekannt sein. Mit der zu seiner Hirten-Ausrüstung gehörenden Steinschleuder tötete David den schwer bewaffneten Goliath und entschied damit die Schlacht gegen die Philister zugunsten des Volkes Israels.

Angesichts von Goliath-Situationen, die uns das Herz entfallen und in die Hose rutschen lassen, sich nicht entmutigen zu lassen, ließe sich also von dem Hirtenjungen David lernen. Sein Vertrauen, dass Gott uns in Bedrohungen und Ängsten nicht allein lässt, sondern uns beisteht, könnte uns anstecken, es mit Gott zu wagen.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Wes Geistes Kind jemand ist

Mein Freund Georg war sichtlich irritiert. Den Grund hierfür erfuhr ich auf meine entsprechende Nachfrage nur zögerlich. „Ich muss das alles erst einmal einordnen, was der Herr Müller da von sich gegeben hat.“ Herr Müller war Georgs Nachbar, den er sehr schätzte. Vor allem, dass sein Nachbar sich in sozialen Dingen engagierte, imponierte meinem Freund. „Ja, weißt Du“, so klärte mich mein Freund eines Tages dann doch auf: „Der Herr Müller hat da etwas über die Kirche und den Glauben vom Stapel gelassen, das war unter jeder Kanone.“ Wie Georg mir weiter berichtete, hatte sich sein Nachbar äußerst abfällig und kränkend über diese „tattrigen Greise“ verbreitet, die sich heute noch zur Kirche hielten. Für solche „senilen Leute“ lohne es sich doch nicht, auch noch Kirchensteuer zu zahlen. „Solche Äußerungen hätte ich diesem Mann nie zugetraut. Aber die zeigen mir, wie dieser Müller in Wahrheit denkt“, meinte mein Freund. Er kenne jetzt Müllers wirkliche Einstellung und wisse, wes Geistes Kind sein Nachbar in Wirklichkeit sei. Er werde in Zukunft ein wenig auf Distanz zu ihm gehen.

Nicht nur auf Distanz gehen wollten die Jünger Jesu in jenem Text der Bibel, der unsere Redewendung zum Inhalt hat. Sie planten weitaus Schlimmeres (Lukas 9,54): „Herr, willst du, dass wir sagen, dass Feuer vom Himmel heruntersinken und sie verzehren soll?“ – so fragen die Jünger Jakobus und Johannes ihren Herrn (vgl. 2. Könige 1,10+12).

Ursache für diese rachelüsternen Gedanken der Jünger war die unfreundliche Behandlung, die ihnen in einem Dorf widerfuhr: „Und er (Jesus) sandte Boten vor sich her die gingen hin und kamen in ein Dorf der Samariter, ihm (Jesus) Herberge zu bereiten. Und sie nahmen ihn nicht auf, weil er sein Angesicht gewandt hatte, nach Jerusalem zu wandern“ (Lukas 9, 52+53).

Die Ablehnung der Samariter gegenüber Jesus und seinen Jüngern kann nun aber eigentlich nicht verwundern. Den Samaritern widerfuhr von frommen Juden nämlich dasselbe. Sie galten diesen als Ketzer, weil sie lediglich die fünf Bücher Mose als heilige Schriften ansahen. Zudem war nicht der Tempel auf dem Zion in Jerusalem ihr zentraler Gottesdienst-Ort, sondern der Berg Garizim. Leuten, die, wie Jesus und seine Jünger, unterwegs nach Jerusalem waren, stellten für einen Samariter also nicht gerade „Glaubensgenossen“ dar, die man freudigst aufnahm.

Jesu Antwort an seine Jünger macht nun allerdings hinreichend deutlich, dass er sich nicht gegen die wenig gastfreundlichen Samariter wendet. Er weist vielmehr Jakobus und Johannes zurecht, die von Jesus erwarteten, dass er diese Samariter für ihr ungastliches Verhalten strafen solle. Jakobus und Johannes müssen sich deshalb nun von Jesus die sprichwörtlich gewordene Frage gefallen lassen: „Wisst ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?“ (Lukas 9,55b). Offensichtlich wissen die Jünger nicht, wes Geistes Kind sie eigentlich sein sollten, denn sie offenbarten sich als Kinder eines Geistes der Rache und Vergeltung. Damit aber erweisen sie sich nicht als Kinder jenes Geistes, von dem Christus und die, die ihm nachfolgen, eigentlich erfüllt sein sollten. Den Inhalt dieses Geistes formuliert Jesus abschließend unmissverständlich so: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, das Leben der Menschen zu vernichten, sondern zu erhalten“ (Lukas 9,56a). Nicht vom Nein des Gerichtes, sondern vom Ja der Liebe und Vergebung sollte also der Geist jener Kinder geprägt sein, die sich in der Nachfolge Jesu Kinder Gottes nennen dürfen. Die Antwort auf die Frage, wes Geistes Kinder Christen sind, sollte auch heute erfahrbar bleiben. Auch für Menschen wie den Nachbarn meines Freundes Georg. Distanz kann da nicht das letzte Wort sein.

## An die (eigene) Brust schlagen

Mein Verwandter war ganz außer sich. Solch eine Unverschämtheit habe er ja wohl noch nie erlebt. In seinem Sportverein, wo er zum Vorstand gehört, werde verbreitet, dass er vertrauliche Dinge aus den Vorstandssitzungen in die Öffentlichkeit trage. „Ausgerechnet ich“, rief er immer wieder empört. Und in der Tat gehört mein Verwandter nicht zu jenen mitteilbaren Zeitgenossen, die einen gefragt oder ungefragt mit ihren „Neuigkeiten“ beglücken. Seine Schweigsamkeit prädestiniert ihn da schon eher für die Aufnahme in ein Trappistenkloster. Verständlich also, dass er so aufgebracht war. Da kenne er ganz andere Leute aus dem Vorstand, die immer wieder gezielt Dinge unters Volk brächten, um so Angelegenheiten in ihrem Sinne zu beeinflussen. „Die sollten mal lieber an ihre eigene Brust schlagen, anstatt über mich solch Unwahrheiten zu verbreiten“, meinte er wohl nicht ganz zu Unrecht.

Seine Schuld nicht verleugnen, sondern vielmehr seine Sünde vor Gott eingestehen, wollte hingegen jener Mann, von dem im Neuen Testament berichtet wird, dass er sich an seine Brust schlug (Lukas 18,13). Er gehörte freilich einer Berufsgruppe an, die zur Zeit Jesu von ihren Mitmenschen als Sünder schlechthin angesehen wurde: die Zöllner. Nicht nur wegen ihrer Geldgier, sondern vor allem wegen ihrer Zusammenarbeit mit der heidnischen römischen Besatzungsmacht waren sie beim Volk verhasst.

Und ausgerechnet von solch einem Zöllner sagt Jesus: „Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener“ (Lukas 18,14). „Jener“ war ein Pharisäer. Was aber hatte den Zöllner „gerechtfertigt“ und den Pharisäer nicht? Es ist ihr „Auftreten vor Gott“. Nicht dass der Pharisäer gute, fromme Werke tut, wird ihm von Jesus vorgehalten. Wohl aber hält Jesus ihm vor, dass der Pharisäer meint, auf Grund seiner Frömmigkeit an Gottes Stelle ein Urteil über sich und den Zöllner sprechen zu können (Lukas 18,11): „Ich danke dir Gott, dass ich nicht bin wie die anderen Leute.“ Dieses Urteil über die „anderen Leute“ steht jedoch letztlich allein Gott zu. Und von dessen Güte ist keiner ausgeschlossen, der sich vor ihm zu seiner Schuld bekennt und sich ganz dem Erbarmen und der Gnade Gottes ausliefert (Lukas 18,13): „Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig.“ Diese Zusage hat also jeder Mensch: Auch wenn „die Leute“ ihr Urteil über jemanden gefällt haben und ihn meiden – die Vater-Arme Gottes bleiben dennoch weiter ausgebreitet für ihn, wenn er vor Gott tritt und ihn um Vergebung seiner Schuld bittet. Das sich an die Brust Schlagen, das auch schon für die Zeit des Alten Testaments bezeugt ist (Nahum 2,8) war in der katholischen Kirche vor dem Zweiten Vatikanischen Exil (1962 - 1965) beim Confiteor (Schuldbekennnis) üblich. Während der Worte „mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa“ (durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine so große Schuld) schlug man sich dreimal an die Brust.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Voll süßen Weines

„Höflichkeit ist eine Zier“, so sagt es Volkes Mund. Der tut ja bekanntlich Wahrheit kund. Nun findet sich in manches Volkes Mund aber auch noch der grammatikalisch nicht ganz einwandfreie Zusatz: „Doch weiter kommt man ohne ihr.“ In unseren Tagen legt die tägliche Erfahrung den Verdacht nahe, dass viele Zeitgenossen es sehr mit den „zusätzlichen“ Worten halten. Aber gänzlich aus der Mode ist die Höflichkeit dann auch wieder nicht gekommen. Gerade die Sprache bietet da eine Möglichkeit, sich höflich umschreibend auszudrücken. Die Wahrheit muss dabei keineswegs auf der Strecke bleiben. Die Frage eines Kindes, warum denn Onkel Fritz auf der Hochzeitsfeier plötzlich so geschwankt und so komisch gesprochen habe, muss also nicht unbedingt mit den Worten beantwortet werden: „Na, der hat sich volllaufen lassen, so dass er stinkbesoffen war.“ Nein, diese Frage ließe sich durchaus wahrheitsgetreu auch mit den Worten beantworten: „Er war voll des süßen Weines.“

Mit den Worten „voll von süßem Wein“ wird in der Bibel ein Verhalten erklärt, das auf den Betrachter ähnlich befremdlich gewirkt haben mag, wie das Schwanken und komische Reden von Onkel Fritz es auf das kindliche Gemüt tat. Zur Schilderung des Pfingstwunders, bei dem „alle erfüllt wurden von dem Heiligen Geist und anfangen, zu predigen in anderen Sprachen“ (Apostelgeschichte 2,4), gehört ja auch die Beschreibung der Reaktion der „Menge“ auf dieses Ereignis (Apostelgeschichte 2,6): „Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt; denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden.“ Und abschließend heißt es (Apostelgeschichte 2, 12+13): „Sie entsetzten sich aber alle und wurden ratlos und sprachen einer zu dem anderen: Was will das werden? Andere aber hatten ihren Spott und sprachen: Sie sind voll von süßem Wein.“

Die Auswirkungen des Geistes Gottes sind also für Dritte durchaus nicht eindeutig. Wer von Gott begeistert, von Gottes Geist erfüllt ist, der verrückt nämlich die Maßstäbe dieser Welt, indem er im und durch den Geist Gottes Grenzen überwindet. In der Pfingstgeschichte sind es die Grenzen der Sprache, die Sprachbarrieren, die überwunden werden. Es können aber auch Grenzen und Barrieren zwischen Rassen, Völkern, Nationen oder auch Konfessionen sein, die durch von Gottes Geist erfüllte Menschen überwunden werden. Befremdlich wird deren Tun für viele immer bleiben. Die Geschichte eines Martin Luther King mag hier beispielhaft genannt sein.

Die Reaktion auf solch vom Geist Gottes erfülltes Tun, das die Maßstäbe dieser Welt verrückt, ist heute also nicht anders als zur Zeit der Apostel. Zum einen Entsetzen und Ratlosigkeit: „Was will das werden?“ Zum anderen Spott und Hohn: „Sie sind voll süßem Wein.“ Wobei das dann die höflichere Umschreibung für: „Die sind doch nicht ganz richtig im Kopf“ wäre. Und vielleicht wäre diese drastischere Beschreibung für Menschen, die sich vom Geist Gottes bestimmen lassen, in diesem Fall sogar die treffendere. Denn durch Gottes Geist gewinnt vieles in unserm Kopf einen ganz anderen Stellenwert, der anderen als „nicht (mehr ganz) richtig“ erscheint.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut

Abläufe in einem Betrieb, sei er klein oder groß, müssen aufeinander abgestimmt sein. Kein Supermarkt, geschweige denn eine Fabrik oder eine Behörde würde ohne entsprechende Koordination effektiv arbeiten können. Aber auch für den privaten Bereich, etwa in einer Familie, gilt, dass es hier ohne entsprechende Absprachen, wer welche Aufgaben wann wahrnimmt, nicht geht. Wo es an solch Verabredungen mangelt, kann es leicht chaotisch werden. Wenn zum Beispiel nicht fest vereinbart wurde, wer einen bestimmten Haushaltsartikel einkauft, kann es nur zu leicht geschehen, dass sich derselbige auf einmal gleich zweimal im trauten Heim findet. Bei Unbeteiligten pflegt solch ein Vorgang zumeist diesen weniger von Mitleid als von überlegenem Unverständnis geprägten Kommentar hervorzurufen: „Na, bei euch weiß wohl die linke Hand nicht, was die rechte tut.“ Und ähnlich fallen auch unsere eigenen Bemerkungen aus, wenn wir etwa von ein und derselben Behörde von unterschiedlichen Abteilungen dieselben Schreiben erhalten.

Dass man voneinander weiß, die linke Hand also darum weiß, was die rechte Hand tut, wird in diesem Gebrauch der Redewendung also als unerlässlich angesehen. Genau das Umgekehrte, das nicht Wissen voneinander, wird aber in der Originalfassung dieser Redewendung durch Jesus angemahnt. Christus spricht diese Forderung vor einem ganz konkreten Hintergrund aus: „Wenn du aber Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut“ (Matthäus 6,3). Wer seinem Nächsten hilft, soll dies also so tun, dass dabei der Empfangende im Vordergrund steht und nicht der Geber.

Der alte Adam, die alte Eva in uns möchte nun freilich immer gern, dass andere auch wissen, dass wir etwas Gutes getan haben. Denn was nützt es, Gutes zu tun, wenn davon außer den „Betroffenen“ niemand sonst Kenntnis nimmt? Und in der Tat wird man sagen dürfen, dass viele Benefiz-Aktionen nie durchgeführt würden und auch nicht den Erfolg hätten, den sie haben, wenn sie nicht entsprechend in der Öffentlichkeit verbreitet würden. Dennoch sollten diese Worte Jesu als Widerhaken in unserer eigenen Wohltätigkeits-Krämer-Seele hängen bleiben: „Wenn du Almosen gibst, sollst du es nicht vor dir ausposaunen lassen, damit dein Almosen verborgen bleibe; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten“ (Matthäus 6,2+4).

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Jemandem die Augen öffnen

Blindlings ins Unglück rennen so manche. Zwar haben alle das Unglück, wie sie sagen, kommen sehen – nur die nicht, die es angeht. Die Ursache dafür, dass sie die Augen vor dem drohenden Unheil verschlossen, mögen unterschiedlicher Natur gewesen sein. Manchmal ist es schlicht Unwissenheit. Das gilt etwa für die, die als Wattwanderer von der Flut überrascht wurden, weil sie keine genaue Kenntnis von den Gezeiten hatten. Auch die Stöckelschuh-Alpinisten, die hinreichend unerfahren sich zu Gipfelstürmern berufen fühlen, zählen zu diesen Personen. Mag man solch Mitmenschen durch entsprechende Informationen vor dem Schlimmsten bewahren können, so sieht das in anderen Fällen schon wesentlich schwieriger aus.

Dieser Fall tritt zum Beispiel immer dann ein, wenn sich jemand in etwas oder jemanden „verguckt“ hat. Liebe macht ja bekanntlich blind. Wer verliebt ist, sieht die Welt mit anderen Augen. Und das ist gut so. Schwierig wird es nur, wenn sich das Geliebte in Wirklichkeit gänzlich anders darstellt als es der Liebende selbst wahrnimmt.

Familiendramen sind da oft vorprogrammiert. Etwa dann, wenn vor aller Augen klar ist, dass der Freund der Tochter ein „windiges Bürschchen“ oder die Freundin des Sohnes eine „femme fatale“ ist. Nur der Tochter und dem Sohn bleibt in ihrer Verliebtheit diese Erkenntnis verborgen, weil niemand ihnen die Augen zu öffnen vermochte.

Blind für die wahren Verhältnisse bleiben oft aber auch die, die sich in eine Idee verrannt haben. Solche Menschen fühlen sich bisweilen zu Höherem berufen. Sie übersehen dabei freilich, dass sie noch nicht einmal schwindelfrei sind. Wenn es dann tatsächlich jemandem gelingt, solch Menschen auf den Boden der Tatsachen, will sagen: ihrer Möglichkeiten zurückzuholen, erklingt allenthalben ein erleichtertes Aufseufzen, das sich mit den Worten Luft macht: „Es wurde aber auch endlich Zeit, dass dem mal die Augen geöffnet wurden.“ Schmerzlich mögen für die Betroffenen solch Augenblicke der Wahrheit sein, aber hilfreich sind sie allemal.

Ähnlich werden auch die beiden Jünger Jesu es empfunden haben, von denen im Lukas-Evangelium berichtet wird (24,31): „Da wurden ihre Augen geöffnet.“ Geöffnet wurde den Jüngern die Augen für die Wirklichkeit des auferstandenen Christus. Dieser hatte sich ihnen als Begleiter zugesellt, als sie auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus waren. Doch die beiden Jünger hatten ihn zunächst nicht erkannt, weil ihre Augen gehalten waren (Lukas 24,13). Erst als sie ihren Begleiter nötigten und baten: „Bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt“, werden ihnen beim gemeinsamen Abendbrot die Augen aufgetan: „Und es geschah, als er mit ihnen zu Tisch saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen“ (Lukas 24,29-31).

Auch der auferstandene Christus erschließt sich in seiner Wirklichkeit uns Menschen, so sagt es uns diese Geschichte. Unter den Zeichen seiner Gegenwart, unter Brot und Wein, bleibt er für die Jünger damals und für uns heute erkennbar und erfahrbar – aber zugleich doch unverfügbar: „Und er verschwand vor ihnen“ (Lukas 24,31). Gott lässt sich also von uns nicht festhalten, wie ein Besitz. Wohl aber lässt er sich von uns bitten, ja nötigen: „Bleibe bei uns Herr.“ Wo Menschen diese Bitte ausgesprochen haben, da wurde ihnen auch immer wieder die Augen geöffnet für die Erfahrung der Gegenwart dessen, der uns verheißen hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matthäus 28,20).

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Mit jemandem ins Gericht gehen

Das Richten liegt uns im Blut. Jeden Tag fällen wir unsere Urteile über andere Menschen. Bisweilen mögen diese Urteile durchaus positiv ausfallen. Häufig genug sind aber die Urteile, die wir über andere Menschen aussprechen, ungnädiger, um nicht zu sagen: abfälliger Art. Recht unbarmherzig wird da häufig mit Menschen ins Gericht gegangen. Ihre besondere „Qualität“ erhalten diese Urteile noch dadurch, dass sie dem, dem sie gelten, nicht ins Angesicht, sondern zumeist hinter seinem Rücken ausgesprochen werden. Die Möglichkeiten, sich gegen solche Vor-Urteile zur Wehr zu setzen, sind für die Betroffenen deshalb nur gering. Andererseits hätten Versuche, Abhilfe gegenüber diesen Urteilen zu schaffen – und sei es in Form der Bitte, diese zu unterlassen – ohnehin nur wenig Aussicht auf Erfolg.

Die Bitte, nicht mit ihm ins Gericht zu gehen, wird in ihrem biblischen Ursprung nun freilich nicht von einem Menschen an andere Menschen gerichtet. Nein, hier ist der Adressat dieser Bitte Gott selbst. „Geh nicht ins Gericht mit deinem Knecht; denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht“ – so ruft der Beter des 143. Psalms zu Gott. Dieser Psalm gehört wegen dieses Verses und vor allem auch der Verse acht und zehn zu den Bußpsalmen der Kirche. Das Bekenntnis des Psalmisten: „Vor dir ist kein Lebendiger gerecht“ erinnert dabei in seiner Radikalität des Eingeständnisses menschlicher Schuldverfallenheit an Paulus. Etwa, wenn dieser schreibt, dass alle Welt vor Gott schuldig sei, „weil kein Mensch durch die Werke des Gesetzes vor ihm gerecht sein kann“ (Römerbrief 3,20; vgl. auch Galaterbrief 2,16).

Zuflucht kann der Mensch deshalb nicht bei sich selbst und seiner Gerechtigkeit suchen. Vielmehr kann er sie nur bei Gott finden und beten: „Lass mich am Morgen hören deine Gnade; denn ich hoffe auf dich“ (Psalm 143,8). Der frühe Morgen ist dabei „der Zeitpunkt der Gottesantwort und der Gotteshilfe“, denen der Beter vertrauensvoll entgegenblickt (Hans-Joachim Kraus: Psalmen 2, S. 938; BK, AT, 1966, Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn). Die Bitte, mit ihm nicht ins Gericht zu gehen, leitet der Psalmist also nicht aus einem Gott wohlgefälligen Leben ab. Nein, er kann diese Bitte lediglich aussprechen, indem er sich ganz der Gnade und Barmherzigkeit Gottes ausliefert. Nur so kann er vor Gott bestehen. Dies aber gibt ihm dann auch den Mut zu bitten: „Lehre mich tun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist mein Gott“ (Psalm 143,10).

Nicht selbstgerecht auf eigene vermeintliche Verdienste zu pochen, sondern sich der Barmherzigkeit Gottes anzuvertrauen, wenn es um Gottes Urteil über unser Leben geht, das können wir vom Psalmisten lernen. Täten wir es, könnten wir uns vielleicht auch mit der Aufforderung Jesu anfreunden: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“ (Lukas 6,36). Und zu dieser Barmherzigkeit könnte dann ebenfalls gehören, mit anderen Menschen nicht umbarmherzig ins Gericht zu gehen. Sie wie wir leben ja allemal davon, dass uns unsere Schuld um Christi willen vergeben wird. Ein kurzer Blick auf den Mann am Kreuz könnte uns täglich daran erinnern.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Drei Kreuze machen

Unangenehmes bringt man gerne hinter sich. Ein Arztbesuch kann dazu genauso zählen wie die Führerscheinprüfung oder ein Gespräch mit dem Chef. Aber auch Klassenarbeiten oder der Besuch von nicht ganz so gern gesehenen Verwandten gehören zu den Sachen, die man lieber hinter sich als vor sich hat. Und im Ausblick auf diese Dinge, gegen die man so ansieht, sagen wir dann nicht selten „Also, wenn das erst einmal vorbei ist, dann mache ich drei Kreuze“.

Die Ableitung dieser Redewendung ist nicht ganz eindeutig. Sicher dürfte allerdings sein, dass sie aus der religiösen Praxis stammt. Laut Duden (Das große Buch der Zitate und Redewendungen, S. 166) nimmt diese Redewendung darauf Bezug, „dass fromme Katholiken nach dem günstigen Ausgang einer unangenehmen Angelegenheit ein Dankgebet sprechen und sich dreimal bekreuzigen.“ Nun sprechen sicherlich nicht nur fromme Katholiken, sondern auch andere Christen nach einem glücklichen Ausgang ein Dankgebet. Und auch dass sie sich dabei bekreuzigen, ist durchaus nicht nur unter Katholiken geläufig. Mit dem Kreuz, das über jemanden geschlagen wird oder mit dem man sich selbst bezeichnet, unterstellt sich ja der Mensch dem Segen und dem Schutz dessen, der für uns am Kreuz starb, damit wir leben können.

Wer ein Kreuz hinter etwas macht beziehungsweise schlägt, der vergewissert sich damit also auch immer desjenigen, der unser Leben in Händen hält und bewahrt. Warum aber macht man „drei Kreuze“, bekreuzigt sich also dreimal? Eine mögliche Erklärung wäre, dass die Dreizahl Bezug nimmt auf die Trinität, die Dreifaltigkeit: Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Eine profanere Deutung wäre die, dass auch sonst bei wichtigen Dingen die Zahl „drei“ eine große Rolle spielt. Die Redensart „Aller guten Dinge sind drei“ spiegelt etwa die Bedeutung der Dreizahl wider. In jedem Fall ist aber das Kreuz schlagen/machen ein Ritual, in dem der Mensch sich dem Segen Gottes unterstellt. Wo immer wir also davon reden, dass wir drei Kreuze hinter etwas machen, sollten wir uns selbst bei den Worten nehmen, die wir dabei aussprechen. Dieses Ritual des Kreuz-Schlagens, wenn es denn mit unserem Leben erfüllt ist, kann uns dann immer wieder den vor Augen führen, der für uns ans Kreuz geschlagen wurde, damit unser Leben gelinge. Der Dank für die Bewahrung, der sich im sich Bekreuzigen ausspricht, ist dabei aber ganz sicherlich an keine Konfession gebunden.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden

Markus fühlte sich ungerecht behandelt. Den ganzen Tag hatte er seiner Tante bei der Ernte ihrer Kirschen und Erdbeeren geholfen. Er hatte das auch gern getan, weil seine Mutter ihn darum gebeten hatte. Auch erwartete er nicht, dass seine Tante ihn für seine Arbeit bezahlte. Wohl aber hatte er gehofft, dass die Tante ihm ein wenig von der wirklich reichlichen Ernte mitgegeben hätte. Doch nichts dergleichen geschah. Ein kurzes „Dankeschön“ war alles, was die Tante für ihn übrig hatte.

Als er seiner Mutter das berichtete, sagte die: „Das finde ich nicht gut von der Tante. Ich werde einmal mit ihr sprechen. Wo du soviel für sie getan hast, hätte sie dir ruhig etwas abgeben können. Da halte ich es mit dem Grundsatz: Man soll dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“

Markus Mutter nimmt mit diesem Grundsatz, dass jede Arbeit ihres Lohnes wert ist, wörtlich eine Gesetzesvorschrift aus dem 5. Buch Mose, Kapitel 25, Vers 4 auf: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“ Hinter dieser Vorschrift steht die in alttestamentlicher Zeit übliche Technik des Dreschens. Dabei zog ein Ochse in einem Rundlauf einen Dreschschlitten über den Getreidehaufen. Und bei dieser Tätigkeit sollte dem Ochsen, der da eine für den Menschen äußerst nützliche Arbeit verrichtet, nicht das Maul verbunden werden. Er sollte also nicht am Fressen gehindert werden. Eine durchaus freundliche Einstellung gegenüber Tieren spricht sich in dieser Anweisung aus. Ähnliche Formulierungen lassen sich auch noch im 5. Buch Mose, Kapitel 22, 4 finden, wo zu lesen ist: „Wenn du deines Bruders Esel oder Rind unterwegs fallen siehst, so sollst du dich ihrer annehmen und ihnen aufhelfen.“

Geradezu vor-ökologisch und nachhaltigkeitsorientiert erweist sich eine weitere Vorschrift aus diesem Kapitel (Vers 6+7), wo zu folgendem Verhalten aufgefordert wird: „Wenn du unterwegs ein Vogelnest findest auf einem Baum oder auf der Erde mit Jungen oder mit Eiern und die Mutter sitzt auf den Jungen oder auf den Eiern, so sollst du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen, sondern du darfst die Jungen nehmen, aber die Mutter sollst du fliegen lassen, auf dass dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden.“ Mit derselben Verheißung endet ja bekanntlich auch das Gebot „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren“.

Diesen verantwortlichen Umgang mit den Mit-Geschöpfen Gottes, sei es Ochs oder Esel, die sich in diesen alttestamentlichen Vorschriften ausspricht, kann man sich angesichts der heute bisweilen anzutreffenden Missstände in der Tierhaltung nur wünschen.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Die Zunge klebt einem am Gaumen

Durst ist schlimmer als Heimweh – so sagt man. Richtig an dieser Lebensweisheit ist in jedem Fall, dass Durst gestillt werden muss; sonst besteht Lebensgefahr. Aber auch wenn es nicht zu lebensbedrohlichen Situationen kommt, kann Durst, der für eine Weile nicht gestillt werden kann, äußerst quälend werden. Diese Erfahrung hat wohl jeder schon einmal machen müssen. Vor allem wenn man an brütend heißen Tagen unterwegs war und sich einfach keine Möglichkeit ergeben wollte, seinen Durst zu löschen. Wie ausgetrocknet war dann unsere Kehle und die Zunge klebte uns am Gaumen. Geradezu eine Erlösung war es da, wenn wir unsere am Gaumen klebende Zunge endlich mit einem Getränk wieder vom Gaumen lösen konnten.

Vom Durst ist auch in der Bibel die Rede, wenn diese Redewendung gebraucht wird. So etwa in den Klageliedern Jeremias, wo in Kapitel 4, Vers 4 zu lesen ist: „Dem Säugling klebt seine Zunge an seinem Gaumen vor Durst.“ Und wenn auch nicht wörtlich, so doch eindeutig dem Sinn nach ist vom Durst in jenem Psalm die Rede, in dem die urchristliche Gemeinde das Leiden Christi vorabgebildet sah: im 22. Psalm. Mit den Eingangsworten dieses Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“, mit einem Gebet also, stirbt Christus am Kreuz (Matthäus 27,46). Auch seine Worte „Mich dürstet“ wurden gedeutet als Erfüllung eines Satzes aus dem 22. Psalm: „Danach, als Jesus wusste, dass schon alles vollbracht war, spricht er, damit die Schrift erfüllt würde: Mich dürstet“ (Johannes 19,28). Der Evangelist Johannes nimmt damit Bezug auf den Vers 16 des 22. Psalms, wo es heißt: „Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe, und meine Zunge klebt mir am Gaumen, und du legst mich in des Todes Staub.“

Der Gebrauch dieser Redewendung ist an jenen beiden Stellen im Psalm 22 und in Klagelieder 4,4 also dem heutigen Sprachgebrauch entsprechend. Nicht vom Durst ist freilich in zwei anderen biblischen Texten die Rede, wenn dort davon gesprochen wird, dass jemandem die Zunge am Gaumen klebt. Hier wird diese Formulierung verwendet, um damit bildhaft auszudrücken, dass jemand schweigt. So etwa im Buch Hiob, wo es in Kapitel 29, Vers 10 heißt: „Die Fürsten hielten ihre Stimme zurück, und ihre Zunge klebte am Gaumen.“ Oder noch deutlicher beim Propheten Ezechiel, wenn ihm von Gott angekündigt wird: „Und ich will dir die Zunge an deinem Gaumen kleben lassen, dass du stumm wirst“ (Hesekiel 3,26). Doch beides, Durst und Schweigen, schließen sich ja nun auch keineswegs aus. Im Gegenteil: Wem die Zunge am Gaumen klebt, wird kaum zur Plaudertasche werden.

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Blut und Wasser schwitzen

Kein Leben ohne Angst, denn unser Leben ist immer auch ein von Gefahren bedrohtes Leben. Für viele Gefahren gilt, dass sie auch ohne unser Zutun vorhanden sind. Von manchen Schwierigkeiten ließe sich allerdings auch sagen, dass wir sie erst durch unser Zutun heraufbeschworen haben. So entsprang die Gefahr sitzen zu bleiben, in der manch einer während seiner Schulzeit schwebte, nicht selten unserer eigenen Faulheit. Blut und Wasser haben so nicht wenige vor und in Klassenarbeiten geschwitzt, von den halbjährlichen Zeugniskonferenzen ganz zu schweigen. Den Angstschweiß auf die Stirn treiben kann einem aber natürlich auch die selbstverschuldete Tatsache, ohne gültigen Fahrausweis in eine Fahrkartenkontrolle zu geraten. Blut und Wasser haben gewiss schließlich auch immer wieder all die geschwitzt, die befürchten mussten, dass ihre Eltern eine Auskunft als das entlarven würden, was sie eigentlich war: eine nur notdürftig getarnte Lüge.

Nicht irgendeine Gefahr, sondern Todesgefahr stand nun aber dem vor Augen, von dem es in der Bibel heißt, dass sein „Schweiß wie Blutstropfen“ wurde (Lukas 22,44). Es ist Christus, der im am Fuß des Ölbergs gelegenen „Garten Gethsemane“ im Gebet mit Gott um sein Geschick ringt. Er bittet seinen Vater, ob der Kelch des Todes nicht an ihm vorübergehen könne: „Doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe.“ In diesen Willen des Vaters sich zu ergeben ist der Sohn bereit. Dennoch ist es auch für ihn ein Kampf: „Und er rang mit dem Tode und betete heftiger. Und sein Schweiß wurde wie Blutstropfen, die auf die Erde fielen“ (Lukas 22,44).

Wo immer wir „Blut und Wasser“ schwitzen, könnte uns also der vor Augen treten, dem auch das tiefste Leiden und die Todesangst nicht fremd waren. In ihm haben wir im wahrsten Sinne einen Leidensgenossen, der uns auch in den tiefen Tälern unserer Ängste und Sorgen nicht allein lässt. Ihn dürfen wir um seine Nähe, um seinen Beistand bitten. Damit werden wir gewiss nicht den Ängsten dieser Welt schlagartig enthoben. Aber wir sind ihnen nicht mehr schutzlos ausgesetzt, weil da einer an unserer Seite bleibt. Der hat nicht nur Blut und Wasser für uns geschwitzt, sondern hat für uns den Tod auf sich genommen, damit wir leben können. Und zwar so leben können, dass wir uns dabei nicht zu Tode ängstigen müssen, weil seine Liebe stärker ist als all unsere Angst (Johannes 16,33).

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]

## Den Finger in die Wunde legen

Die Zeit heilt alle Wunden - so sagt man. Doch manch Wunde ist nur leicht vernarbt und bricht bei Belastung nur zu rasch wieder auf. Dies gilt weniger für jene Wunden, die unserem Körper geschlagen wurden, als für jene, die unsere Seele verletzen. Ein unbedachtes Wort kann da mit einem Schlag vermeintlich längst Bewältigtes wieder in uns aufbrechen lassen. Dabei kann es sich um ein Unrecht, das wir einem anderen zufügten, genauso handeln wie um ein Leid, das uns angetan wurde. Als wäre es gestern gewesen, steht uns dann auf einmal alles wieder vor Augen und peinigt uns. Gut ist es dann, jemanden zur Seite zu haben, der uns hilft, die wieder aufgebrochene Wunde zu schließen. Schmerzlich hingegen ist es, dann auf Menschen zu treffen, die - absichtlich oder unabsichtlich - ihren Finger immer wieder in die offene Wunde legen. Ja, einige Zeitgenossen scheinen geradezu darauf spezialisiert zu sein, die Wunden Punkte anderer Menschen offen zu legen. Oftmals handelt es sich dabei um Personen, die meinen, ihren Mitmenschen die Wahrheit über deren Leben sagen zu müssen. Dahinter steht nicht selten ein geradezu missionarischer Eifer. Dieser ist jedoch oft genug nicht von Nächstenliebe, sondern von einer Selbstgerechtigkeit erfüllt, die schonungslos die Fehler, die Missstände bei anderen aufdecken möchte. Auf Christus kann diese Art, den Finger in die Wunden zu legen, sich freilich nicht berufen. Denn Christus versuchte, die Menschen durch Liebe zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen. Das beweist auch jener Bibelabschnitt, in der unsere Redewendung begegnet. Es ist die Geschichte vom ebenfalls sprichwörtlich gewordenen "ungläubigen Thomas" (Johannes 20, 24-31). Diesen Beinamen erhielt der zu den zwölf Jüngern zählende Thomas, weil er nicht glauben wollte, dass Christus den anderen Jüngern als Auferstandener erschienen war. Erst wenn ihm für die Auferstehung sozusagen ein "Tatsachen-Beweis" vorläge, wolle er daran glauben: "Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben" (Johannes 20, 25). Den Finger in die Wunde (die Nägelmale) zu legen, bedeutet also ursprünglich, durch eigene Anschauung Zweifel auszuräumen - in diesem Fall den Zweifel an der Auferstehung Jesu. Und in der Tat gewährt der auferstandene Christus seinem Jünger Thomas, seinen Zweifel durch eigenen Augenschein zu überwinden: "Danach spricht Jesus zu Thomas: reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig" (Johannes 20, 27). Auf diese Worte Jesu antwortet Thomas mit dem Bekenntnis: "Mein Herr und mein Gott.", worauf Jesus ihm erwidert: "Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

Den Finger in die Wunde zu legen - das meint nach biblischem Verständnis also nicht, schonungslos die Fehler und Schwächen anderer aufzudecken. Vielmehr umschreiben diese Worte den Wunsch, durch eigene Anschauung, durch Tatsachen Glaubenszweifel überwinden zu wollen. Dass diese Tatsachen sich aber letztlich doch nur dem Glaubenden erschließen, darauf weisen die Worte Jesu an Thomas hin: "Und sei nicht ungläubig, sondern gläubig."

[ [Zurück zum Inhaltsverzeichnis](#) ]